

Ernst Zahn

BLANCHEFLUR

Erzählung



THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

834Z13
Ob 1923

~~834Z13
Ob 1923~~

Return this book on or before the
Latest Date stamped below. A
charge is made on all overdue
books.

University of Illinois Library

6-5-53

Ernst Zahn / Blancheleur

Blancheflur

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn



Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Berlin und Leipzig

1923

*

Alle Rechte vorbehalten
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

834Z13
06-1923

31 July '24 - M.C.B.

Manuscript # 91-0882
Humanities Preservation Project

Wer es gelesen,
frage nicht:
Ist es gewesen?
Ist es Gedicht?

Leben ist reicher
tief und heiß
und märchengleicher,
als man es weiß.

552558

Felder dehnten sich hin, gelbend und reifend unter der Sonne, grüne Wiesen breiteten Samt zwischen die wogenden, unruhigen Ähren und staubweiße Straßen liefen durch das ebene Land, gerade, weithin, ohne Schatten. Aber es gab ein paar Wälder, die zum Dorfe St. Martin gehörten und in die man kam, wenn man den Hügelrücken im Osten überstieg. Auf dem Hügel, der jenseits steil und felsig, gegen das Dorf hin mit sanften Nebgärten abfiel, stand das Schloß, in dem der Baron Robert de la Tour wohnte.

Das Dorf hatte etwas Verschlafenes. Ein Fremder würde da vor Langeweile gestorben sein. Aber die Bewohner fühlten sich wohl, und selbst der Baron hatte eine stille Liebe für den losen Häuserhaufen mit den roten Ziegeldächern und den schwarzen Schindelfirsten, unter denen er fast so heimisch war wie in seinen eigenen hohen Zimmern, vielleicht weil sie und ihr Leben einen so großen Gegensatz zur Hauptstadt bildeten, wo de la Tour Morgen und Mittag seines Lebens verjubelt hatte. Die von St. Martin standen in einem seltsamen Abhängigkeitsverhältnis zu dem Baron. Das Volksselbstbewußtsein war hier noch nicht erwacht. De la Tour, ein schweizer Mann, der trotz seiner Lust und Kunst, das Leben zu genießen, seinen großen ererbten Besitz gemehrt, hatte es verstanden, durch flug geübte Wohltätigkeit, Hilfs-

bereitschaft und Kenntnisse der verschiedensten Art über einen Großteil seiner Bauern die Gewalt zu bekommen, die Gläubigerschaft gewährt. Nicht jeder freute sich mit reiner Freude, wenn er zu längerem Aufenthalt in Land und Schloß wiederkehrte, aber alle hatten sich an ihn wie an ihr Schicksal gewöhnt. Die ihm schuldeten, erschrafen nicht, die etwa gern etwas von ihm wollten, atmeten erleichtert auf, und die, in deren Familie und Familiengeschick er irgendwie einmal seinen Weg gefunden, hatten zumeist dankbare, nachsichtige, oft sogar tief anhängliche Gefühle. Sie waren das geistig bequeme, etwas gleichgültige Volk dazu.

Wenn der Baron im Lande war, wehte vom Schloß-
turm die Fahne, in schneeweißem Felde ein roter Hahn. Sie ließ sich auch heute vom weichen Sommermorgenwind hätscheln. Behutsam, mit einer fast majestätischen Gelassenheit hoben und senkten, lösten und schlossen sich die Falten des Tuches. Zuweilen stand der weiße Grund hell und glatt und silberig leuchtend in der Sonne, und zuweilen flammte aus dem sich ballenden Stoff der rote Hahn auf, als sollte er aus dem Tuch in die Luft hinaus flattern.

Die Fahne schuf im Dorf einige Bewegung. Der Baron war in der Nacht von der Waldseite her ungemeldet und unbemerkt angekommen. Nun steckten die Dörfler die Nasen zusammen oder schnupperten in die Luft hinaus,

während sie das Zeichen seiner Ankunft vom Turm wehen sahen.

»Er ist da,« knurrte der Bauer Justin Fleurier durchs offene Stubenfenster, als er, im Begriff in den Stall zu gehen, die Fahne erblickt hatte, und er brauchte der Bäuerin gar nicht erst den Namen zu nennen; sie wußte Bescheid. Er selber aber nahm die Gedanken an »ihn« mit an die Arbeit. Er war ein großer Mann mit einem hohen Rücken und kurzen Hals. Sein graues, dichtes Kraushaar trug er unbedeckt. Und zum tausendstenmal ging ihm die Wehmut um seine einzige Tochter, die Mélie, auf und ihre Geschichte durch den Sinn. Unzählige Male hatte er schon darüber gegrübelt. War sie, die Mélie, an »ihm« gestorben oder — nun — man konnte ihn doch nicht fragen, den Baron. Aber — alles, was recht war, mochten die Dinge liegen wie sie wollten, jener benahm sich durchaus einwandfrei: alle Augenblicke lag auf der Mélie ihrem Hügel ein neuer Kranz. Und — de la Tour hatte allmählich alle Schulden abgelöst, die auf seinem, des Fleurier Gut gelastet, und — die Frau, die Berthe, sagte auch — Was sagte sie? Der konnte man von dem Baron gar nicht reden, die kam sonst aus dem Röhmen nicht mehr heraus.

Justin Fleurier stach langsam und schwer die Gabel ins Stroh. Der Teufel, der Teufel, dachte er, was man wohl davon halten sollte!

Aber Justin war nicht der einzige, der des Barons Ankunft entdeckt und in seinem Innern mit ihm zu tun hatte. Die Marie Brun, die Krämerin, sah die wehende Fahne, als sie ihren Laden aufschloß, und die Georgette Meunier, die die Milch für ihren Vater, den Lehrer, holen wollte, stand mitten in der Straße still und blickte zum Schlosse hinauf. Die Meunier stand da, als ob plötzlich ein heißer Wind über sie gekommen wäre. Sie reckte sich in ihren Kleidern, und in ihrem schönen, lebensprühenden Gesicht, darin Weiß und Rot mit dem Pinsel der vollen Blüte gemalt waren, verschwand das Weiß und breitete sich eine Glut über Wangen und Stirne.

Die Krämerin, die Marie, war nicht mehr jung, sie hatte schon die Bierzig überschritten, und in ihrem dünnen blonden Scheitel hätte einer weiße Fäden finden können, wenn Weiß und Blond leichter zu unterscheiden gewesen wären. Sie befestigte die Läden ihres Verkaufsladens und dachte dabei, ob »er« wohl auch wieder hie und da mit ihr reden werde, reden, dort am Ladentisch? Das — das andere war ja lange vorbei. Sie begriff längst, daß es nicht anders sein konnte, daß sie ihm leid geworden, da ihr die Jugend verloren ging, er aber pflücken konnte, wo er wollte. Sie war ihm auch dankbar, daß er ihr den Handel eingerichtet, und zufrieden, daß dieser sich so wohl angelassen. Der Baron frug auch immer von Zeit zu Zeit, ob ihr nichts fehle. Und sie war bescheiden ge-

worden und freute sich, wenn er in den Laden trat, sich an den Korpus lehnte und sich mit ihr vom Gang der Welt unterhielt. Wie zu einer Freundin sprach er, ruhig, ein wenig wehmütig, als ob auch er etwas von der Vergänglichkeit des Daseins spüre. Zuweilen blickte er sie gerade an, ein wenig kühl, ein wenig gedankenabwesend, aber doch mit einer herablassenden Vertraulichkeit. Und — und — er wußte nicht, daß sie sich immer im Zaume halten mußte, damit sie sich nicht auf seine feine weiße Hand niederbeugte, die auf dem Ladentisch lag, und deren schlanke Finger einen so festen, heimlichen Druck hatten. Ob er wohl wieder kommen würde, dachte die Marie Brun.

Und die junge, üppige Georgette Meunier hob die Hand an die heiße Schläfe und strich die braunschwarze Locke fort, die ihr der Wind hineingeweht. Ob er kommen wird, dachte auch sie. Aber sie bejahte sich selbst die Frage, und ihr Herz schlug. Sie ging ihres Weges und kam mit dem milchgefüllten Kessel zurück. Sie hörte das Flattern der Fahne, obwohl die Entfernung viel zu weit war; das Echo war in ihrem Herzen. Sie hörte es den ganzen Tag.

Das Dorf lebte sein Leben. Bauern zogen mit Hacke oder Sense auf ihre Felder und Wiesen. Bauern fuhren mit Ochsendespanssen oder Pferdewagen von ihren Scheunen hinaus und brachten vollbeladene Gefährte

zurück. Weiber wuschen in den offenen Hausfluren oder am Bach. Weiber gingen zum Brunnen oder klatschten unter den Türen. Hunde bellten. Hühner gackerten. Über allem stand der blaue Himmel. Die Dorfgasse wurde heiß. Und die Wiesen dufteten.

Die Fahne auf dem Schloßturm hing jetzt schlapp an der Stange. Es ging kein Wind mehr, und das Tuch war müde.

Gleichwie sein Wappentuch, müde und schlapp, lag der Baron Robert de la Tour in einem Zimmer des Turms. Es war nur ein kleines Gemach, aber er liebte es; denn man sah aus dem Erkerfenster weit ins Land, sah jedes Haus unten im Dorf und die Straßen, die in die Ferne strebten, und die nebelhafte Ferne selbst, hinter der die Türme der Hauptstadt ragten.

Heute nun freilich mochte de la Tour nicht spähen. Er saß in einem hohen, alten, lederbezogenen Armstuhl, wie von fremder Gewalt hineingeworfen oder von einem plötzlichen Schwindelanfall gefällt. Sein Kopf mit dem dünnen, hochstrebenden, von leisem Grau überstäubten Haar lag an die Lehne zurückgesunken. Die Stirn, ein seltsames Bauwerk, einem mit durchsichtiger Haut bezogenen Elfenbeingerüst vergleichbar, war bleich und stach von dem schwarzen Stuhlleder ab wie die eines Toten vom Sargtuch. Die Hände glitten nervös bald über die Armlehnen, bald glättend über den dunklen Samtflaus,

den de la Tour trug. Dann wieder trommelten die Finger leise auf den Stuhl, lösten einen Knopf des Wamses, schlossen ihn wieder oder tasteten sich um das schlank und lang in den Boden hinaus gestemmte Bein, als suchten sie nach den erschlafften Sehnen.

Da könnte ich liegen und sterben, es merkte es kein Mensch, dachte der Baron. Er preßte die Lippen mit dem rötlichen, kurzgeschnittenen Schnurrbart so nah zusammen, daß der Spitzbart am Kinn sich ein wenig sträubte. Die rotgeränderten Augen hatten einen schläfrigen, gelangweilten, überdrüssigen Blick. War das nun ein heimliches Leiden, grübelte er weiter, ein Wurm, der an seinem Leben nagte? War es nur eine Erschlaffung, wie sie ihn ehedem befallen? Oder war es das Alter, das sich ansagte, die Menschenvergänglichkeit, der man nun einmal nicht entrann?

In der Hauptstadt hatte es ihn überfallen, mitten im Trubel sportlicher Feste, mitten im Abenteuer mit der Boval, der schönen Soubrette, bei dem er eben anfing ein halbes Duzend Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Es hatte ihn gepackt und aus den Sälen der Gesellschaft, von den Rennfeldern, von den Promenaden immer wieder heimgepeitscht. Als ein mit den Nadelstichen höchster Nervenüberreizung Gepeinigter war er von Zimmer zu Zimmer gewandert. Er konnte nicht schlafen. Selbst das Stillsitzen hatte ihm Qual bereitet.

Heute freilich hielt ihn Kraftlosigkeit am Stuhl fest. Nach der Nachtfahrt fühlte er sich wie zerschlagen. Aber die Gedanken ruhten nicht. Still war es, dachte er. Still war es hier immer gewesen. Und oft schon hatte er sich hier erholt. Im Beginn war diese Stille immer Wohltat, dann wurde sie einem leid. Dann — lief man ins Dorf hinunter und — ei — Abwechslung war überall zu finden! Doch — lag in der Stille heute nicht etwas anderes als sonst? Etwas wie Beängstigung, wie Ahnung, daß hinter dem Aufhören des Lärms das Aufhören der Dinge überhaupt warte? De la Tour griff sich an die Kehle. Ihm war eng. Ein Ekel fraß an ihm. War das nun das Ende, das Ergebnis? Ein verwöhntes einziges Kind, der Mutter beraubt, als er zehn Jahre alt geworden, dem Beispiel des Vaters folgend, der ein großer Lebensgenießer gewesen, sich nur darin von ihm unterscheidend, daß er den Trunk gemieden und in seinen Sitten allezeit auf Takt und äußere Bornehmheit gesehen, hatte er seine Zeit verbracht, sich indessen auch mit vielen ernstern Dingen beschäftigt. Als Abgeordneter hatte er eine Zeitlang in den maßgebenden Regierungskreisen des Landes eine Rolle gespielt und vor der Ernennung zum Minister gestanden. Es war sein eigener Wille gewesen, daß er schließlich seine Unabhängigkeit höher geschätzt und darauf verzichtet hatte, seiner diplomatischen Wirksamkeit durch Eintritt in die Landesleitung einen Gipfel zu geben.

Dann hatte er sich der Verwaltung seiner Güter gewidmet. Ein lichterer Schein flog durch sein Gemüt. Er sagte sich und durfte es sich mit Genugtuung sagen, daß er es verstanden, im Laufe der Zeit den Wert seines Besitzes um ein Bedeutendes zu heben. Man bewunderte seine Geschäftsmannsfähigkeiten. Sein Verwalter hörte mit der Bescheidenheit nicht nur des Untergebenen, sondern auch des überlegenen Kenntnissen sich Fügenden seine Anordnungen. Doch — das war nicht alles. De la Tour hob sich im Stuhl. Es gelüstete ihn, nach den Sälen hinüberzuschreiten, wo seine kostbaren Bilder hingen. Er wußte eines jeden Platz und wie zu dieser Stunde das Licht des Tages es traf, die dunkle, geheimnisvolle Landschaft Nuisdaels, die farbenfrohen Ter Borchs, die alten und neuen Franzosen, die düsteren Spanier, den leuchtenden Kranach, die an Macht der Farbe alles andere überragenden Italiener. Und dann im Rundsaal die Schränke mit den Münzen! Sie hatten seinen Namen in alle Lande getragen, seit er in einer Schrift der Allgemeinheit die Tür zu seinen Schätzen aufgetan. Universitäten ehrten ihn. Sein Sekretär bewältigte kaum die Korrespondenzen, die aus allen Himmelsrichtungen die Anfragen der Liebhaber und Sammler brachten. Und seine, des Barons Augen, tranken sich satt an der Schönheit der Meisterwerke der Maler, wie seine Finger mit einer fast körperlichen Lust die seltenen Münzstücke faßten und drehten.

Seine Seele erquickte sich ebenso an jenen, wie das Studium vergangener Jahrhunderte, zu dem diese ihn anregten, seinen Verstand beschäftigte. Jetzt zog es ihn mit Gewalt zu seinen Schätzen. Aber er war zu schwach, sich aufzurichten. Mit einem leisen Stöhnen grub er sich tiefer in seinen Stuhl. Er schloß die Augen. Das Leben machte sich bezahlt, dachte er. Und nun rauschte es vor ihm auf wie ein Schwarm großer Vögel, weißer Schwäne oder leuchtender Reiher. Aber dann waren es Gewande, die flatterten, und nicht Federn und Flügel. Gestalten wurden lebendig. Reife Frauen mit stolzem Nacken, Halbkinder mit zarten Körpern und schlanken, durchsichtigen Händen, Aristokratinnen und behäbige Töchter des Bürgertums, Damen der Hauptstadt und derbe Mädchen vom Land. Vom Land! Des Barons Blick suchte das Fenster. Die Sonne spielte dort. Ihr Licht hatte etwas Lebendiges, Fließendes, Schreibendes. Es war, als ob sie ihm Zeichen machte, ihm Dinge deuten wollte, die draußen waren. Er sah das Dorf in der Tiefe nicht, aber die Sonne erinnerte ihn daran. Da hatte die kleine Mélie Fleurier gewohnt, die nun tot war, die es nicht ertragen hatte, daß er nach einem heißen Sommer auf dem Land zur Stadt zurückgeeilt. Da lebte die weiche, immer geduldige, demütige Marie Brun, die mehr Magd gewesen als — Geliebte; da wohnte Georgette! War die Sonne am Fenster Feuer geworden? Es züngelte wie

Flammen ums Steingesims. Ob die Georgette noch dieselbe war? Wie ein Wind aus dem Süden! — Bah, vorbei!

De la Tours Gesicht nahm eine fahle Farbe an. Was kummerte ihn jetzt die Vergangenheit! Jetzt war Unvermögen nach Übermut, bleiche Schwäche nach heißer Kraft!

Plötzlich überlief ihn ein Frost. Einmal — darüber hatte er sich nie täuschen können — einmal mußte das ja kommen. Aber es war noch früh.

Er rieb die Hände ineinander, wie um sich zu wärmen. Sein Blick irrte durch das Gemach und suchte die Tür. Er fühlte sich nicht stark genug, sie zu erreichen. Nicht einmal die Klingel dort drüben konnte er fassen. Er war wie gelähmt. War denn niemand im Hause? Er hätte nicht allein kommen, sagte er sich, hätte Paul, den Sohn, gleich mitbringen sollen, statt ihn erst später eintreffen zu lassen. Er —

Plötzlich hörte er schlürfende Schritte. Dame Marthe! Hoffentlich ging sie nicht vorüber!

Es klopfte.

Die Tür ließ Madame Marthe herein.

Sie war vierzig Jahre lang in der Familie. Einmal war sie mit dem Hausmeister verheiratet gewesen, die Marthe Maroc. Aber das war schon bald nicht mehr wahr. Und ihr Haar war jetzt weiß, von einer edlen, silbernen

Farbe. Gesicht und Hände, jenes am Halse von weißer Krause, diese von blanken Stulpen gesäumt, waren still und fein. Stulpen und Krause stachen scharf vom schwarzen Kleid ab.

Dame Marthe bewegte ihren schweren, fettgepolsterten Körper mit einer gewissen Würde, obgleich sie, wo es not tat, der Gelenkigkeit nicht entbehrte. Sie machte große runde Augen, als sie den Baron erblickte. Aber sie ließ sich nicht weiter merken, daß sie über sein Aussehen erschraf.

»Ich habe noch kaum recht nach Ihrem Befinden fragen können,« begann sie nach einem leichten, grüßenden Knicks.

Sie wohnte das ganze Jahr im Schloß, sah hier zum Rechten, auch wenn der Baron abwesend war. Sie war auch in der Nacht, als der Hausmeister den späten und unerwarteten Ankömmling nach seinen Zimmern geleitet hatte, gleich auf und zur Hand gewesen. Aber der Schloßherr hatte sie entlassen, hatte nichts als Ruhe gewünscht. Ihr Herz kannte nichts als das Schloß und seinen Herrn, wie es, als es jung gewesen war, nichts als seinen damaligen Herrn und das Schloß gekannt hatte. Ihr Mann hatte mehr um dieses Herz gewußt und vielleicht, da er sie aufrichtig geliebt, war diese Wissenschaft nicht ganz ohne Beziehung zu seinem frühen Tode gewesen. Doch jetzt forschte schon lange niemand mehr nach jenen Dingen.

Dame Marthe selber dachte kaum mehr daran; denn sie liebte jetzt die Behaglichkeit und gab sich, wenn es nicht durchaus nötig war, nicht mit Grübeln ab.

Der Anblick des Barons rüttelte sie indessen aus ihrer Gemüthlichkeit auf. Sie mußte an dessen Vater denken. Der war auch müde geworden, hatte der Pflege bedurft und für allzu große Lebensgier mit schwerem Leiden bezahlt. Es mußte wohl in dem Geschlecht liegen. Schon Jahrhunderte zurück, so erzählte man sich, waren die de la Tours am Leben gestorben. Und doch hatte an diesen Edelleuten niemand sich recht erzürnen können. Es hatte ihnen eine merkwürdige Macht über andere geeignet, dabei hatten sie Haltung bewahrt und sich nach außen kaum je etwas vergeben. Dame Marthe aber hatte aus einer tiefen und tief begrabenen Liebe zum Vater eine mütterliche Zärtlichkeit für den Sohn sich entwickeln lassen, die um so besser sich entfalten konnte, als die Mutter des Barons bei seiner Geburt gestorben und ihr Pflege und Erziehung des Kindes anvertraut worden war. Sie wußte auch wohl, daß mit ihren nun bald siebenzig Jahren ihre Zeit sich dem Ende neigte. Im Schlosse, wo sie zwei Generationen hatte hausen sehen, auch noch den Einzug einer dritten gewahren zu müssen, darauf war sie nicht so recht vorbereitet. So machte ihr Herz beim Anblick des Barons Anstalt zu stocken und zitterte der Schrecken leise und verhehlt in ihrer Stimme.

»Ich glaubte hier alles tot,« sagte der Baron mit leisem Verdruß, verstimmt indessen mehr über sich selbst und das Schicksal, als die Umgebung, die er schalt.

»Was ist Ihnen?« fragte Madame Marthe und rückte das weiße Häubchen etwas zurecht, das sich ihr verschoben hatte.

»Setz dich,« gebot der Baron.

Sie ließ sich gehorsam in einen Stuhl mit niederer Rundlehne nieder, die ihre Gestalt so knapp umfing wie eine Flasche den Kork.

»Ich bin der Stadt auf und davon,« erzählte er. »Kannst du dir das vorstellen? Mit einem Ruck! Auf und davon.«

»Wir hatten keine Meldung wie sonst,« gab Dame Marthe zurück. Sie wunderte sich über die sonderbare Art, mit welcher er seine Ankunft einleitete.

Der andere hob seine Hand und betrachtete die leise zitternden Finger. »Die Angst packte mich im Genick,« fuhr er fort, »hier« — er griff sich nach dem Nacken —, »hier — wie ein Hausknecht einen hinauswirft. Ich fühlte, daß ich heim mußte, Ruhe und Pflege und Schlaf — vor allem Schlaf brauchte.«

»Das war auch schon,« sagte Marthe.

De la Tour atmete auf. Er fühlte sich etwas erleichtert. Wie sagte die Alte? Das war auch schon gewesen? Gewiß! Und doch — heute! So — alt und zermürbt hatte er sich nie gefühlt.

»Wie sehe ich aus?« fragte er schon wieder niedergeschlagen und erwartete mit einem heimlichen Bangen die Antwort.

Marthe fühlte seine Angst. Sie zögerte einen Augenblick. »Das ist nur die Müdigkeit,« sagte sie dann, »die Erschöpfung, die Sie blaß und — älter macht. Das wird sich geben. Und Sie wissen wohl, wie spurlos sonst die Zeit an Ihnen vorübergeht.«

In des Barons Innerem wurde es wärmer. Ein Empfinden der Geborgenheit ergriff ihn. Die Frau — war eine treue Seele, dachte er. Die würde zu einem stehen, auch wenn die Marter der Altersgebrechen beginnen sollte. Er streckte die Hand nach einem silbernen Spiegel aus, der auf einer Konsole in der Nähe lag.

Dame Marthe kam ihm zuvor und reichte ihn ihm.

Langsam hob er ihn vor sein Gesicht. Dann faltete er die Stirne. Was er sah, war nicht eben ermutigend. Sein Gesicht war fahl. In Säcken hing die Haut unter seinen Augen. »Es ist aus,« sagte er. Seine Hand sank schlaff herab.

»Seien Sie nicht so mutlos, Herr,« mahnte Dame Marthe. Mit einem Tüchlein wischte sie ihm den Schweiß von der Stirn, der plötzlich darauf perlte.

»Fünfzig,« sagte er leise, fast wie im Selbstgespräch. »Die graue Grämlichkeit beginnt. Fünfzig Jahre!«

»Mit fünfzig hatte Ihr Herr Vater —«

Der Baron unterbrach: »Ich weiß — ich weiß — er entführte die schöne Boileau. Er — hatte die Unverwüstlichkeit, die mir fehlt.«

»Ich werde Abry bestellen,« sagte die Haushälterin.

De la Tour sah ins Leere. Er hatte kaum gehört, was sie gesagt hatte. Seine Gedanken hafteten noch an dem Worte: Fünfzig! Es hatte ihm lang davor gegraut. Jahrelang hatte er wie auf einem hohen, herrlichen Berge gestanden, den er in wundervollem Aufstieg erreicht und von dem er nicht niedersteigen mochte, wohl wissend, daß es keine Wiederkehr mehr gab. Und nun?

»Es lohnt nicht mehr,« murmelte er. »Lieber tot als ohne Kraft sein!«

»Es lohnt doch,« sagte Madame Marthe und wunderte sich selbst über das Wort. Aber es war ihr so auf die Lippen gekommen, sie fühlte, als müßte sie sich selbst verteidigen und ihre innere Befriedigtheit, das Gefühl, daß ihr Tag noch die Freude der Arbeit und den Frieden erfüllter Pflicht hatte.

De la Tour sah sie an. Es war ihm, als sollte sie ihn retten. »Ich möchte mich legen,« sagte er indessen. Es fror ihn. »Rufe den Arzt,« gebot er. Dann versuchte er sich zu erheben. Knie und Hände zitterten ihm.

Aber Dame Marthe griff zu. Sie geleitete ihn nach dem Schlafzimmer.

Abry, der Doktor, ging im Schloß ein und aus. Er kannte den Baron seit vielen Jahren und hatte ihn schon mehr als einmal wieder auf die Beine gestellt. Diesmal schüttelte er den Kopf. Er zankte mit seinem Kranken: »Ihr habt den Glauben an Euch selber verloren. Ich kann Euch nicht gesund machen, wenn Ihr durchaus nicht wollt.«

Er war ein Bauer; denn er wirkte unter den Bauern und lebte mit ihnen. Hinter seiner vierschrötigen Gestalt mit dem großen, eckigen Kopf hätte niemand den tüchtigen Arzt gesucht. Das knochige, rasierte Gesicht, in dem nur auf der Oberlippe ein kurzer, grober, weißblonder Schnurrbart sproßte, schien eher auf einen Viehhändler oder dergleichen zu deuten, aber er hatte, trotzdem sein rauhes Wesen sie fortwährend durchbrach, im langjährigen Verkehr mit den de la Tours Manieren gelernt und an Vater und Sohn neben körperlichen Gebrechen Seelenkunde studiert. Er war Hausfreund bei dem Baron geworden, kam zum Kartenspiel und ging mit zur Jagd. Jetzt war er ein wenig ratlos, und, da er eine versteckte Anhänglichkeit für den Schloßherrn hatte, auch von einem nervösen Unbehagen über seine Ratlosigkeit besessen.

Der Baron genas nicht. Er war weß und lustlos. Selbst die Partie Bézique, die Abry ihm antrug, lehnte er mit einem müden, sparsamen Nein ab.

Nebel senkten sich tiefer ins Land. An den Bäumen des Parks hingen die Blätter schlaff, sich im Sterben zusammenrollend. Kein Wind war wach und kein Laut störte die graue Stille. Ein frostiger Dunst verschleierte das Dorf in der Tiefe. Seine Häuser hatten eine sonderbare, den Bäumen ähnliche Kahlheit, als sei schon in diesen ersten Herbsttagen der Winter eingebrochen.

»Ich werde Feuer machen lassen,« sagte de la Tour zu Abry, der ihn besuchte.

Es war nicht kalt in dem hohen Zimmer mit den zwei Fenstern, an denen die weißen Gardinen vor Sauberkeit leuchteten, aber über die weiße Stuckdecke wie über den braunen, gebohten Fußboden und um die getürmten Decken des mächtigen Himmelbettes ging es doch auch wie Winter und Frost. Der Baron hatte eine weiße Zipfelmütze tief in die Augen gezogen und sein ohnehin schmales Gesicht erschien klein wie das eines Kindes. Nur der spitze Bart stach manchmal, wenn er sprach, dolchartig wie zum Zeichen der Verteidigung aus dem Linnen auf.

»Einheizen? Nein!« widersprach der Doktor. Der Baron war sonst auf seine Widerstandskraft und Abgehärtetheit stolz gewesen. Er erkannte ihn nicht wieder.

»Sie überschätzen mich, Abry,« murmelte es aus den Rissen, ohne Behleidigkeit, nur gelassener. »Einmal mußte es kommen. Die Natur rächt jede Verschwendung ihrer selbst.«

»Nicht so früh,« antwortete der Doktor. »Ihr habt noch Reserven. Nur wollen müßt Ihr.«

Der Baron wandte sich ab. Er war zum Streit mit Worten nicht aufgelegt. Dem Doktor den Rücken drehend, verbohrt er sich eigensinnig in die Gedanken des Überdrußes, die ihn verfolgten. Was sollte alles noch? Ein Jahr früher oder später! Einmal fiel die Haut verunzelt an die Knochen! Einmal begann das Skelett, das jeder in sich trug, zu rasseln, zu klappern, zu zeigen, daß man grabreif wurde. Einmal mußte auch der Mann seine Jahre eingestehen, wie die Frau viel früher einzusehen gezwungen wurde, daß alle Mäzchen und Schönheitsmittelchen die verlorene Jugend nicht zurückzumalen vermochten.

Doktor Abry stand erregt auf. Im Zorn über die Ergebnislosigkeit seines Zuspruchs trat er ins Nebenzimmer, dessen Thür offen stand und in dem die Dame Marthe mit dem Strickzeug saß, um in der Nähe zu sein, wenn man ihrer bedurfte. Er schloß die Thür hinter sich. »Ein völliger Zusammenbruch,« sagte er zu der weißhaarigen Alten, einen Stuhl in ihre Nähe rückend.

»Es wird sich geben,« meinte sie.

»Vielleicht auch nicht,« erwiderte er ungeduldig über ihre Gelassenheit.

»Er müßte sehen, daß die Welt nicht arm ist.«

Abry stemmte das starke, knochige Kinn auf die Hand,

deren Arm wiederum auf seinem Knie Stütze fand. »Die Georgette,« sagte er plötzlich. »Sie müßte ihm Georginen aus ihrem Garten bringen.«

»Sie war schon zweimal hier,« berichtete Dame Marthe.

»Er hat sie gesehen?«

»Er wollte nicht.«

Dame Marthe sah ins Leere. Ihre Seele, in Erfahrungen weise geworden, suchte nach etwas, was sie nicht klar begriff.

»Die Meunier hat es in sich,« fuhr Abry weiter. »Wir müssen sie zu ihm bringen.« Er lachte breit und ein wenig gemein wie ein Schlächter, der weißes Fleisch zerschneidet und denkt, wie zart es ist.

Dame Marthe errötete. Sie liebte den Ton nicht.

Abry stand auf. Er hatte einen Entschluß gefaßt, glaubte ein Mittel gefunden zu haben und ging ganz benommen von seiner Erkenntnis an den Versuch desselben. »Ich komme wieder,« sagte er. »Laßt den Baron wissen, daß ich abends wiederkomme.« In Gedanken hielt er schon Hut und Stock, die er draußen im Flur abgelegt hatte.

Als er das Zimmer verlassen hatte, hörte Dame Marthe auf zu stricken. Sie sah vor sich hin. Es gab edlere Wege und Mittel als Abry meinte, dachte sie. Aber sie wußte noch immer nicht, welcher Art diese sein sollten. Es war manches in diesen de la Tours, was einen abstieß,

aber — es steckte auch etwas in ihnen, etwas vielleicht kaum Wesengewordenes oder sich nur Ahnenlassendes, was ihnen etwas wie Größe gab. Auch der alternde und zusammengebrochene Mann da drinnen war im Augenblick eher eine lächerliche Figur denn ein Held. Aber sie hätte nicht gewagt, ihn zu verlachen. Das Herz tat ihr weh um ihn. Ihre Kummernis wuchs in dem Maße, in dem die Unklarheit ihres Urteils über das, was mit dem Baron war und werden sollte, zunahm.

Nach einer Weile griff sie zur Bibel, die immer neben ihrem Arbeitsplatz lag. Sie war eine fromme Frau, um so frommer, als ihr Verstand oft das Dunkel der menschlichen Rätsel nicht zu durchhellen vermochte. Im heiligen Buch hatte sie manchmal, wenn auch nicht Rat, so doch Beruhigung gefunden. Sie blätterte planlos in den Seiten.

Da pochte es an die Thür. Sie stand auf und sah nach.

Draußen standen Jacques, der schielende alte Diener, und Pierre Lissot, der Verwalter. Jener brachte die Post. Dieser kam, um dem Schloßherrn Bericht zu erstatten.

Dame Marthe nahm jenem den Silberteller mit den Briefen ab und hieß diesen eintreten und warten. Dann begab sie sich zum Kranken hinüber.

Wieder stach der Spitzbart scharf und feindselig aus den Rissen auf. Aber die Briefe weckten bei dem Baron

eine gewisse Anteilnahme. Er hob den Oberkörper und stemmte den Ellbogen auf.

»Pierre wartet draußen, Herr,« meldete Frau Marthe.

»Ich bin nicht aufgelegt,« gab er unlustig zurück.

»Laß ihn kommen,« gebot er aber dann. Und während Dame Marthe den Verwalter holen ging, schnitt er mit einem Elfenbeinmesser, das auf dem Tisch neben dem Bett lag, die Briefe auf.

Der Verwalter, für den Marthe die Thür aufstap, trat ein. Er war ein breitschultriger Mensch von einigen vierzig Jahren, mit schwarzem Haar, Bart und Brauen, die an seinem Schädel so üppig gediehen, daß er etwas Zottiges, Wachthundartiges bekam.

»Wie geht es Ihnen, Herr?« fragte er zur Einführung. Er hatte einen großen Respekt vor jenem und war ihm anhänglich.

»Schlecht,« antwortete der Baron unwirsch.

»Ich wollte Bericht geben und fragen, wann Sie die Neuarbeiten besichtigen wollten,« fuhr Pierre fort.

Der Baron riß die Zipfelmütze vom Haar. Die sonstige Entschlossenheit flackerte in seinen Augen auf. »Es hilft nichts,« sagte er. »Hast du es diese Monate her allein gemacht, wirst du es auch weiter machen müssen.«

Der andere murmelte etwas, wie, es sei Zeit, daß der Meister nach dem Rechten sehe.

»Geh!« befahl aber der Baron. Doch als der Mann mit einer Verbeugung sich entfernen wollte, hielt jener ihn durch die plötzliche Frage fest: »Wie hat sich das neue Kraftmittel bewährt? Wie steht die Ernte?«

»Die Wiesen sind fett wie nie,« antwortete der Verwalter. »Die Ernte wird mehr als gut werden.«

Über des Barons Züge huschte ein leiser Hohn. Als ob das dich noch kümmerte! dachte er. Aber die Lust des Landbebauers war noch nicht tot in ihm. »Wenn die Bewässerungsanlagen erst erweitert sind,« sagte er, »wird sich der Ertrag verdoppeln.«

Der Verwalter wollte eifrig zustimmen und weiter erzählen.

Aber der Baron ließ sich in die Kissen zurückfallen. »Ich mag nicht,« sagte er mit müdem Eigensinn. »Ich werde dich rufen lassen, wenn ich mich besser fühle.«

Der Schwarzhaarige murmelte ein paar Genesungswünsche. Dann ging er.

»Übel,« flüsterte er im Nebenzimmer Dame Marthe zu. Der Baron gefiel ihm schlecht und er hatte ein schweres Herz; denn er trug die Verantwortung für die Verwaltung des Besitzes nicht gern allein.

De la Tour lag inzwischen auf dem Rücken und drehte die Briefe in den Händen. Er war erschöpfter noch als vorher. Gleichgültig betrachtete er die Post. Unbekannte Aufschriften! Von Sammlern und Münzenliebhabern,

dachte er. Vielleicht auch ein Bettelbrief! Hier eine Zuschrift seines politischen Klubs. Man hielt ihn über alle Vorgänge auf dem Laufenden. Man holte gern seinen Rat. — Und hier! Rosa-Papier! Duft von Jasmin! Von der Boval! Wie wenig das ihn jetzt kümmerte!

Er legte die Briefe ungelesen beiseite. Politik! Wissenschaft! Er brachte keine Freude auf. Und die Boval! Die Liebe überhaupt! War sie nicht ein Trank, der einem bitter und leid wurde! War es nicht ewig dasselbe! Mélie Fleurier! Seltsam, daß die Erinnerung an diese kleine, zarte Tote ihn am meisten heimsuchte. So, als habe sie ihren Namen tiefer als die anderen in die Tafel seines Innern gefeilt! Sie hatte so eindringlich, mit so zitternder Angst ihn damals gebeten, nicht abzureisen. Und als er nach einem halben Jahr wiederkam, war sie tot. An galoppierender Auszehrung, hatte Abry behauptet. An gebrochenem Herzen, hatte ihm ihre Mutter halb furchtsam und geheimnisvoll, halb von einem heftigen, leidvollen Groll dazu getrieben, zugeflüstert. An Liebe sterben? Gab es so etwas? War da in seinem Leben etwas gewesen, was mehr bedeutet hatte als alle Freuden und Erfolge, aller Ehrgeiz und aller Genuß?

De la Tour sah an die Decke. Flüchtig fielen seine Gedanken auf die milde, unbedeutende Marie Brun, die Krämerin. Auch die war ihm in ihrer Art treu gewesen. — War in diesen Frauen etwas, was wert gewesen wäre,

daß man es gerettet hätte, das vielleicht Dauer besessen hätte in diese graue Öde hinauf, in die man jetzt gekommen war?

Der Baron griff sich an die Stirn. Sie schmerzte ihn. Das Denken schmerzte ihn. Er mochte nicht mehr. Schattenhaft erschien noch eine andere Gestalt vor seinem Gedächtnis: Seine Frau, die Mutter Pauls! Groß! Kühn! Gleichsam die lebendig gewordene Beleidigung. Aber vor der Welt stolz verbergend, daß sie ihm den Betrug nicht vergab, den er sein Leben lang und jeden Tag offen gegen sie geübt und als sein gutes Mannesrecht betrachtet hatte. — Dann drückte er die Augen zu. Bald schlief er ein.

Draußen hatte indessen Dame Marthe die Bibel wieder zur Hand genommen. Von ungefähr schlug sie das Buch der Könige auf und las: Und da der König David alt war und wohl betagt, konnte er nicht warm werden, ob man ihn gleich mit Kleidern bedeckte. Sie fuhr fort in der Geschichte der schönen Abisag von Sunem, wie sie sie dem alten König zugeführt. Sie pflegte des Königs und dienete ihm. Aber der König erkannte sie nicht. Seltsam! dachte sie. Daß sie gerade jetzt auf diese Legende stoßen mußte. Da drinnen lag einer. Vielleicht würden seine Lebensgeister wieder erwachen. Sie hatten es in sich, das ganze Geschlecht. Die Frauen waren ihr Leben. Freilich, ob die Georgette Meunier — die eine war! Sie, Dame Marthe, mußte immer denken, es

schlummere in diesem de la Tour etwas anderes als bloße Sinnenfreude, als suche er vielleicht unbewußt nach etwas, was er nicht fand. Sie — liebte ihn darum. Oder tat sie das nur, weil er der Sohn seines Vaters war?

Sie schlug die Bibel zu. Dann lauschte sie nach dem Krankenzimmer hinüber. Nichts regte sich. Da wurde sie ängstlich und schlich zur Thür. Behutsam öffnete sie und steckte den Kopf hinein.

Der Baron rührte sich nicht. Er hielt den Mund geöffnet und seine Wangen waren eingefallen und fahl.

Das ist doch das Alter, dachte Dame Marthe und schlich sich auf ihren Stuhl zurück.

Um dieselbe Zeit wurde des Barons in St. Martin an mehr als an einem Orte gedacht. Die Nachricht, daß er wieder einmal leidend sei, war rasch bekannt geworden, erregte aber kein besonderes Aufsehen, mehr tat dies die zweite Botschaft, er sei plötzlich merkwürdig alt geworden. Marie Brun, die Krämerin, empfand schmerzlich, daß er nun wohl nicht so bald in ihren Laden treten werde. — Der Bauer Justin überlegte, daß ein allfälliger Tod des Gutsherrn ihm nur Nachteil bringen könne, und er wünschte ihm alles Gute, war aber besonders betroffen und gerührt, als er am Abend, zufällig am Friedhof vorüberkommend, dort wie jedesmal nach der Rückkehr des Barons auf dem Grab seiner Tochter Mélite, das nahe an der Eingangstür lag, einen frischen Kranz

liegen sah. Er erzählte seiner Frau von diesem Kranz und wie bedeutsam es wieder sei, daß de la Tour ihn trotz seiner körperlichen Ohnmacht nicht vergessen. — Aber breitspurig, die Hände, die den Stock hielten, auf den Rücken gelegt, kam Doktor Abry durch die Dorfgasse geschritten. Er warf einen Blick in den Laden der Brun und lachte in sich hinein. Auch eine der vielen! dachte er. Das Großweltwesen des Barons erregte seine ganze Aufmerksamkeit. Seine Landpraxis brachte ihm stets die gleichen Kunden, Männer, die sich zu Tode tranken, andere, die sich auf den feuchten Feldern die Gicht holten, Frauen, die unter den harten Lasten des Alltags und den vielen Kindern zusammenbrachen. Da war die Krankheit de la Tours etwas Neues. Sie beschäftigte ihn mehr als alles, was ihm bisher durch die heilpflichtigen Hände gegangen war. Und er hatte eine gewaltige Lust, an ihm eine besondere Kur zu versuchen. Zielbewußt schritt er auf das Haus des Lehrers Meunier zu. Es lag fast am jenseitigen Ende des Dorfes, war dreistöckig und beherbergte außer dem Lehrer und seiner Tochter noch zwei Lehrschwestern und den Mesner mit seiner Frau. Die Kirche mit dem roten Spitzthurm stand auch gleich nebenan.

Eben wollte Abry durch die Haustür treten, als er Georgette, die er suchte, im Garten erblickte. Sie hatte eine grobe Schürze vorgebunden und trieb mit kräftigen Stößen einen Spaten ins Erdreich eines Beetes. Ein

buntes Kopftuch hielt das reiche kastanienbraune Haar fest. Sie war groß gewachsen. Die volle Brust spannte sich, als müßte das Nieder gesprengt werden, wenn sie den Fuß auf ihr Werkzeug stemmte und es in den Boden stach. Ihre geröteten Wangen verrieten einige Anstrengung, Stirn und Hals aber waren, wie die nackten Arme, weiß und glänzten wie feines Porzellan.

Der Doktor kniff die brauenlosen Augen ein: Ein Menschenprachtstück, dachte er und freute sich an der Meunier wie an einer besonders wirksamen Medizin.

Sie fuhr herum, als sie ihn erblickte. Zähne Erwartung sprach aus Blick und Haltung. Sie schien zu wissen, daß er vom Schlosse kam. Sie fragte aber nicht. Sie stand nur auf ihren Spaten gelehnt, und ihr üppiger Mund war ein wenig geöffnet, als atmete sie nicht vor Ungeduld.

»Fleißig?« fragte Abry.

Sie zuckte mit der Schulter. Aber plötzlich hielt sie sich nicht länger. »Ist — ist der Herr sehr krank?« fragte sie.

Der andere lächelte wissend. »Es wird schon wieder werden,« sagte er. Er hätte ebensogut hinzufügen können, wenn du hilfst; denn es lag in seinem Blick.

»Es darf niemand zu ihm,« klagte die Meunier.

»Versuch es,« ermunterte Abry schmunzelnd.

Sie wollte ihm sagen, daß sie schon zweimal im Schlosse gewesen, aber er schnitt ihr das Wort ab: »Noch einmal,« fügte er hinzu.

Sie wurde heiß unter diesem Wort. Es war, als ob ihre ganze Gestalt von einem Wunsch glühte. Die Hand am Spaten zitterte und man konnte ihr leicht ansehen, daß sie gern auf der Stelle der Ermunterung des Arztes gefolgt wäre.

»Er ist nicht mehr jung,« fuhr Abry weiter.

»Das weiß man nicht,« gab sie zurück, und Abry dachte, daß dieser de la Tour eine seltsame Gewalt haben müsse, da ein Weib wie dieses seine Jahre nicht fühlte.

»Man muß ihn vergessen machen, daß er es nicht mehr ist,« fuhr er fort.

Die Meunier trat in ein Beet mit Georginen. Sie hoben ihre bunten, leuchtenden Häupter hoch, und sie pflückte einige von den brennendroten mit langen, schlanken Stengeln, obgleich sie im Augenblick noch gar nicht wußte, wie sie ihr dienen sollten.

»Aha,« sagte Abry mit einem breiten Lachen.

Das Gesicht der Georgette übergieß sich mit Blut. Sie hatte des Gastes vergessen. Sie legte in Gedanken die Blumen auf das Bett des Barons.

Aber der Doktor lobte sie: »Recht! Recht! Geh nur bald! Und laß dich von der Marthe nicht wieder abweisen.« Er wäre am liebsten bei dem Besuch zugegen gewesen; aber er hatte eine ausgebreitete Kundschaft. Er mußte weit aufs Land hinaus.

»Geh bald,« wiederholte er. Dabei winkte er mit dem Stock halb ermunternd, halb mit lüsterlichem Spott.

Die Meunier hielt die Blumen in der einen Hand, mit der anderen ergriff sie den Spaten. Der Vater würde fragen, warum sie die Arbeit schon unterbreche. Er würde nichts davon wissen wollen, daß sie schon wieder zum Schlosse ging. Er — sah das nicht gern. Und — sie würde doch gehen! Aber es war ihr zwiespältig zumut. War es der Umstand, daß sie abgewiesen worden war, der Gedanke, daß ihre Zeit schon vorbei sein könnte, wie die der anderen vorbeigegangen war?

»Ihm bist du ein Spielzeug, dem Dorf wirst du nachher ein Spott sein,« hatte der Vater einmal gesagt.

»Halte etwas auf dich,« hatte der Vater gesagt.

Aber seit dem Tage, da der Baron sie zum erstenmal angesprochen, bis zu jenem anderen, da er oben im Flur des Schlosses seinen Arm um sie gelegt und sie in sein Zimmer gezogen hatte, seit jenen Tagen wußte sie überhaupt nichts mehr von sich und von den anderen. Jetzt aber — ging sie doch noch einmal ins Schloß! Sie hatte keine ruhige Stunde gehabt, seit sie die Fahne auf dem Turm gesehen und ihn nahe wußte.

Sie trug den Spaten in den Keller und die Blumen auf ihre Kammer. Während ein Fieber der Ungeduld durch ihren Körper rann, begann sie sich von den Spuren der Gartenarbeit zu säubern und sich zu schmücken. —

Es war aber noch an weiterem Ort von dem franken Baron die Rede.

Das Haus lag zwischen Schloßhügel und Waldbrand, dort, wo aus den Felsen ein Weg in die Parkanlage führte. Versteckt lag es zwischen Bäumen und Büschen und hatte einen rosafarbenen Anstrich, kahle, unschöne Mauern und ein rotes Ziegeldach. An der Sonnenseite wuchsen Pfirsiche an einem Spalier. Von hier ritt der Verwalter Pierre Tissot in die Felder.

Hier saß Tissot an diesem Tage mit seiner Frau und dem hinterlassenen Kinde eines Bruders am Tisch und war eben von seinem vergeblichen Berichtgang beim Baron zurückgekommen.

Auf dem mit einem weißen Tuche gedeckten Tisch dampfte die Suppe. Frau Luise Tissot hatte sie aufgetragen und teilte sie jetzt in die Teller aus.

Sie war eine rüstige, kleine Frau, hübsch, braun, lebhaft und ein wenig rührselig.

»So krank ist der Baron?« fragte sie jetzt den Verwalter, der sich mit niedergeschlagener Miene zu Tisch gesetzt hatte.

»Ich traue ihm nicht,« gab dieser zurück, faltete dabei die Hände und sprach geistesabwesend das Tischgebet.

»Er hat es zu bunt getrieben,« setzte er nach dem Amen das Gespräch fort.

Die Nichte spitzte die Ohren. Sie war ein junges Ding von sechzehn Jahren, klein, aber von einem so feinen Ebenmaß des Körpers, daß man sie nicht größer hätte

haben wollen. Auf zarten Schultern, von denen die eine weiß aus dem ein wenig herabgerutschten Kleide schaute, saß ein dunkler Kopf, um den lange Zöpfe geschlungen waren. Wenn das Mädchen diese löste, fiel ihr die dunkle Haarflut bis an die Knie.

»Und doch war er ein Lebenskünstler,« meinte die Verwalterin und bekam heiße Backen.

Am Ort war keine Frau, die über den Baron schlecht sprach. Sie hatten alle eine Schwäche für ihn.

»Wozu sein Leben vergeuden, daß es mit Fünzig eine Trümmerstätte ist!« antwortete ihr der Mann.

Sie waren keine gewöhnlichen Leute. Tissot kam aus dem Hause eines kleinen Lehrers und Gelehrten an der höheren Schule einer Landstadt. Sein verstorbener Bruder, der Vater des Mädchens, hatte sich, in den Fußstapfen seines Vaters schreitend, durch seine Forschungen auf dem Gebiet altfranzösischer Dichtung und des Minnegesangs einen Namen gemacht, während Frau Luise die Tochter eines Landgeistlichen, eine Protestantin von jenseits des Rheins war. Das Ehepaar führte ein zurückgezogenes Leben, hatte Bücher in einer ihrer Stuben, zu denen sie in ihren Mußestunden Zuflucht nahmen, und pflog gerne, vielleicht um der Vorfahren willen sich dazu verpflichtet fühlend, tiefsinnigere Gespräche, als sie sonst an Landleutstischen umgehen.

Der Verwalter fuhr jetzt fort: »Es ist nichts Alltägliches, was mit de la Tour zusammenbricht. Mir ist, als fehle mir der Kopf, seit er mit mir nicht mehr von der Wirtschaft sprechen will.«

»Du weißt doch Bescheid,« meinte die Frau.

»Für den Alltag, ja. Was aus dem Gut herausgekommen ist, daß es ein Stolz wurde, das neue amerikanische Getreide, die Obstsorten, mit denen wir die goldene Medaille geholt haben, die Waldnutzung, die allein schon unsere Kosten wett schlägt, das — das erste Wort kam immer von ihm.«

»Fünzig ist kein Alter,« mischte sich hier plötzlich das Mädchen ins Gespräch. Sie dachte es fast mehr, als sie es sagte, und sah dabei auf ihre Hände, die sie auf dem Tisch faltete. Sie hatte den Baron noch nie gesehen; sie war erst seit kurzem hier. Aber sie hatte von ihm gehört, lange bevor sie nach St. Martin gekommen war. Ihre Neugier war geweckt. Und etwas von der seltsamen Luft der Verehrung, der Scheu, des Geheimnisvollen, die mit Bezug auf den Baron durch den Ort wehte, hatte sie angefühlt, als sie hier eingezogen war. Nun steigerte das Gespräch ihre Teilnahme. Sie fühlte Mitleid mit dem sterbenden Menschen, von dem der Oheim sprach.

Frau Luisens Blick fiel auf die kleinen, schmalen, in leisem Spiel sich schließenden und wieder lösenden Hände. Sie ahnte etwas von dem, was in dem Mädchen vorging;

die Hände verrieten es ihr, von denen sie in diesem Augenblick denken mußte, sie seien schöner als irgend etwas, was sie gesehen. Wie reif Blancheflur schon war, dachte sie. Sie hatte freilich schon bald nach ihrer Ankunft gemerkt, daß sie kein Kind mehr ins Haus genommen hatte.

»Gerade die Lebenshöhe,« setzte Tissot das Gespräch fort.

Und Blanche erwachte und sagte: »Es ist traurig, wenn Menschen zu dieser Zeit sterben. Ich habe es gedacht, als der Vater —«

Das letzte Wort erstickte in einem verhaltenen Schluchzen.

Sie hatte dem Vater, der arm gewesen und ihr nichts geboten hatte als eine große Liebe, innerlich sehr nahe gestanden, und da die Mutter lange tot war, mit ihm in einer noch größeren Weltabgeschiedenheit gelebt, als sie hier bei den Verwandten fand. Ihre noch unverwundene Trauer wollte sie jetzt übermannen. Sie stand daher auf und verließ die Stube.

Frau Luise sah ihren Mann an. »Das Gespräch hat sie erregt,« sagte sie.

Er nickte. Ihm, dem Einfachen, etwas Unbeholfenen, war die Nichte ein kleiner Schrecken. Er liebte sie vom ersten Augenblick an, aber er empfand sie als etwas Fremdes, Unalltägliches. »Sie ist ein merkwürdiges Mädchen,« sagte er.

»Das sagt schon ihr Name,« gab die Frau zurück.

Sie nannten das Mädchen freilich nach landläufiger Sitte nur Blanche, aber sie vergaßen nicht, daß der Bruder sein Kind nach der schmerzreichen Mutter des Tristan getauft hatte.

»Der Name ist gut gefunden,« meinte Tissot.

Und die Frau bestätigte: »Sie ist wie eine der stillen, feinen Mädchen aus den Spielmannsliedern deines Bruders. Ich bin sicher, daß sie dem Baron nachsinnt und sich um ihn quält, als kenne sie ihn.«

Hier war das Gespräch wieder bei dem Baron angelangt und die kurze Mahlzeit beendet. Tissot sagte: »Ich werde jetzt in die Kornfelder reiten und auf dem Rückweg im Schloß noch einmal vorsprechen, vielleicht läßt er mich jetzt vor.«

Seine Gedanken verließen die Nichte und kehrten zu seinen Pflichten zurück. Er wußte wohl Bescheid bei all seinen Alltagsaufgaben und fühlte sich sicher bei deren Durchführung. Er verstand nur nicht eigene Wege zu suchen und zu gehen und selbständige Entschlüsse zu fassen. Mit Recht bezeichnete er sich als die Hand seines Herrn; er hätte statt Hand auch treue Maschine sagen können.

Als er sich zum Gehen wandte, tat er noch einen Blick in die Stube, in der Frau Luise auf peinliche Ordnung hielt. Schneeweiße Vorhänge hingen an den Fenstern.

Blumen standen auf den Gesimsen. Der Tisch in der Mitte, die Stühle daran, ein Nähtisch am Fenster und eine Kommode, auf der ein paar zierliche Porzellanfiguren standen, alles atmete Traulichkeit und Behagen. Pierre Tissot dachte, daß, wenn der Baron sterben würde, große Veränderungen kommen müßten und daß es dann fraglich sei, ob er der Verwalter bleiben werde. Hätte seine Frau darum gewußt, so würde sie ihn ausgelacht haben, er sorge sich wieder um Dinge, die noch lange nicht seien, noch sein müßten. Aber er schwieg und trug seine Sorge mit sich auf seine Felder hinaus.

Frau Luise suchte Blanche und fand sie in ihrer Dachstube, an deren Fenster die Kapuziner üppig blühten. Ihre kleinen Hände ruhten in ihrem Schoß. Ihr Blick ging ins Land hinaus.

3.

Es war Abend, als Georgette Meunier dem Baron de la Tour ihre Blumen zutrug. Sie trat ins Vorzimmer zu Dame Marthe, hielt den bunten Strauß in der Hand und fühlte ihr Herz klopfen. Was sollte sie sehen? Was würde er sagen? Es war ihr, als sei sie noch fremd hier. Sie fühlte wieder wie damals, als sie de la Tour noch nie gesprochen, von ihm nur durch alle die anderen gehört hatte, wie damals, da man sich erzählt, die kleine Mélie Fleurier erfreue sich seiner Gunst.

Dame Marthe zögerte, sie zu melden. Sie stand von ihrem Stuhl nicht auf, und es war ihr einen Augenblick lang, als müßte sie das große, hübsche Mädchen wieder fortschicken. Irgend etwas in ihr wehrte sich gegen die Körperlichkeit dessen, was Doktor Abry dem Kranken zur Heilung bestimmte. »Der Herr schläft,« sagte sie. »Er schläft fast immer jetzt. Ich weiß nicht, ob ich ihn stören darf. Setze dich, Georgette Meunier.«

Das Mädchen knickte und ließ sich Dame Marthe gegenüber nieder.

Draußen stand der Himmel voll glimmender Wolken. Es war, als habe sich eine endlose Herde von Wollschafen über eine Weide zerstreut und das Rot des Abends blutete über sie hin. Sein Abglanz spann blaß und fein durch die Fenster und gab den zwei Frauenköpfen, dem schneeweißen, milden der Dame Marthe und dem trotz seiner Bäuerlichkeit stolzen, dunkeln der Georgette scharfe und doch feine Linien. Georgette trug im Gesicht die Farbe der Verlegenheit, aber man sah das nicht, da der Abendchein ihre Wangen ohne in färbte. Sie aber fühlte, wie heiß ihr war. Sie wußte, daß sie zu Dame Marthe etwas sagen sollte, aber sie fand das Wort nicht. Ihr grobkörniges Empfinden ließ sie aber an das denken, was man im Dorfe von Dame Marthe munkelte. Die hatte auch einem der de la Tour nahe gestanden! Sie fühlte sie ihresgleichen und fragte daher dreist: »Warum wecken Sie ihn nicht?«

Dame Marthe sah auf. Eine kleine Falte grub sich zwischen ihre Brauen. Sie, die ihre Stellung einer Dienerin nie vergaß, hatte ein scharfes Ohr für jede Überhebung anderer. Gleichzeitig wußte sie aber, daß sie sich der Pflicht der Meldung nicht würde entziehen können, und mit dem Entschluß, die Sache so rasch als möglich hinter sich zu bringen, stand sie plötzlich auf und begab sich ins Nebenzimmer. Bald trat sie dort wieder in die Thür und hielt diese schweigend für Georgette offen.

Das Mädchen hatte auf ihrem Stuhl nicht Ruhe gehabt. Das Klopfen ihres eigenen Herzens war ihr wie der Schlag irgendeines außer ihr im Zimmer tickenden Werkes erschienen. Ein Schwall von Blut rauschte in ihr auf, während sie dem stummen Winke der Dame Marthe folgte.

Der Baron saß aufrecht in seinem Bett. Die entstellende Mühe hatte er abgenommen. Seine steile Stirn leuchtete blaß. Er begrüßte den Gast mit einem Lächeln, das im Verkehr mit Frauen unwillkürlich in sein gewöhnlich ernstes Gesicht trat und vielleicht das einzige äußerliche Mittel war, das ihm Gewalt über jene gab. — Aber sein Inneres hatte daran nicht teil. Wohl durchfloß ihn etwas wie Wärme, als er das Mädchen erblickte; aber sogleich löste diese ein leiser Verdruß ab. Was drängte die Meunier sich auf, ehe sie gerufen wurde!

Georgette trat ans Bett, während Dame Marthe geräuschlos verschwand. Die Unterwürfigkeit saß ihr im

Leibe. Sie machte einen tiefen Diener. »Sie sind krank,« sagte sie mit aufrichtiger Sorge. »Ich habe gar keine Ruhe mehr, seit ich es weiß.« Es klang auch ein wenig vorwurfsvoll, denn sie dachte daran, daß der Baron sich ihrer noch gar nicht erinnert hatte.

De la Tour nahm die prangenden Blumen aus ihrer Hand und legte sie achtlos auf die Bettdecke. Eine gelbe Georgine kollerte gegen die Wand, eine andere mußte die Meunier aufhalten, sonst wäre sie ihr vor die Füße gefallen.

»Nimm dir einen Stuhl,« sagte der Baron.

Sie schob einen solchen ans Bett und setzte sich.

»Siehst du, so geht es,« fuhr der andere fort, »auf einmal hat die Herrlichkeit ein Ende.« Nichts weckte die Freude, die er an ihr gehabt, den Triumph, den er über seine Eroberung gefühlt. Er war müde und wünschte nur, daß sie bald wieder gehen möchte.

Georgette aber verfiel in Angst. Das Feuer in ihr erwachte, und sie war keine, die es zu dämpfen verstand. »Sie müssen wieder gesund werden,« sagte sie, während Seufzer ihr die Stimme hemmten. Sie streckte halb scheu, halb feß die Hände nach den seinen aus.

»Das liegt gewöhnlich nicht beim Kranken,« spottete der Baron. »Da mußt du schon mit Abry oder mit dem Schicksal reden.« Es war ihm merkwürdig, wie gleichgültig ihn das Mädchen ließ.

Georgette kämpfte mit sich selbst. Wenn sie eine Nebenbuhlerin gehabt hätte, würde sie sich gewehrt haben. Jetzt, da sie erkannte, daß nur die Krankheit den Baron so verändert hatte, war sie hilflos. Die Menschengebrechlichkeit, die sie vor sich sah, kühlte sie ab. Ihre Gefühle für de la Tour welkten ein wenig, wie dieser selbst welk war. Er ergriff die Hände nicht, die sie ihm bot. Er zog sie nicht an sich, wie er es sonst getan. Wo war seine Selbstbewußtheit, seine Weltgewandtheit, vor der das ganze Dorf den Rücken bog? Fremd und alt war er. Am liebsten wäre sie sogleich wieder aufgestanden. Ihre Verwirrung wuchs. Aber sie sagte: »Wir wollen alle für Sie beten.« Und sie meinte es auch; das Gebet schien ihr ein Ausweg aus ihrer eigenen Zerfallenheit.

Der Baron war nicht fromm. »Tut das,« sagte er gleichgültig. »Nützt es nicht, so schadet es nichts.«

Und durch das Fenster den brennenden Himmel erblickend, zwischen dessen Feuerwolken der Grund schon mit dem sich vertiefenden Blau nahender Nacht hervorschimmerte, verfiel er in Wehmut über die Vergänglichkeit seiner selbst und fuhr mit bewegterem Ton fort: »Schade! Die Welt wäre noch schön gewesen.«

Dieses aus Tiefen klingende Wort traf nun aber auch die Georgette wieder. Das war noch der Mann, den sie liebte! Im Überschwang plötzlich aufquellender Gefühle haschte sie nach seiner Rechten, neigte sich darüber und küßte sie.

De la Tour wehrte ab.

Es verletzete sie. Sie stand auf und war unschlüssig, was sie noch sagen sollte.

Sie tat ihm leid; aber er mochte sie nicht halten. »Mache dir um mich nicht Sorgen,« sagte er. »Du bist jung. Vergnüge dich. Dann wirst du nicht mehr viel hierher denken.«

Da war ihr nun wieder, daß das leichter gesagt als getan sei. Alle redeten sie im Dorf von ihm! Alle sahen sie nach der Fahne auf dem Turm; sie lenkte alle Gedanken zu ihm! Auch in ihr selber war noch etwas, was nach einem suchte, einem anderen, als der vor ihr auf dem Lager lag, und doch demselben. Mein Gott, was sollte sie nur? »Werden Sie wieder gesund,« flüsterte sie. Und dann wartete sie noch, als ob er ihr eine Antwort schuldig sei. Als sie nicht kam, grüßte sie: »Guten Abend, Herr Baron!«

Er nickte ihr nach, mit den Gedanken nur halb bei ihr, aber gütig lächelnd. Er hatte schon den Wunsch, ihr ihre Teilnahme durch irgendein Geschenk zu vergelten.

Georgette fand Dame Marthe wieder auf ihrem Stuhl. Sie selbst war wie eine, der ein kostbarer Gegenstand aus der Hand gefallen und am Boden zerschellt ist. »Er ist alt,« sagte sie, als die Haushälterin sich nach ihr umschaute.

Dame Marthe gab es einen Stich. Obwohl sie nur den eigenen Eindruck bestätigt fand, ärgerte sie sich über

Georgette darum, daß sie das gesagt hatte. »Das scheint nur so,« widersprach sie unwillkürlich. Dann geleitete sie die Meunier zur Tür.

Georgette verließ das Schloß gleich einer Vertriebenen. Sie hatte Tränen im Hals und Zorn im Herzen. Aber als sie durch die Dorfstraße ging und, aufblickend, die Fahne vom Schloßturm wehen sah, wurde das Leid wieder Meister in ihr.

De la Tour wälzte sich im Bett. Die Meunier entrann ihm aus dem Sinn. Aber der Abendhimmel hielt seinen Blick fest. Dann befiel ihn eine merkwürdige feierliche Sehnsucht, wie etwa an klaren Herbsttagen ein heftiges Reiseverlangen einen erfaßt. — Was bisher den Hauptinhalt seines Lebens gebildet hatte, schwieg. Keinerlei Begehren nach Genuß, keine Teilnahme für das Weib, diesen Mittelpunkt aller Schöpfung, regte sich. Dafür aber das Empfinden eines großen Friedens, der in seinem eigenen abendrotdurchhauchten Zimmer zu wohnen schien. Die ganze Umwelt, in der er jetzt lebte, erschien ihm unendlich wertvoll. Mit einer Art Andacht saugte er die Heiligkeit des Abendglanzes in sich hinein. Eine ganze Menge kleiner Reichtümer, die das Schloß barg, fielen ihm ein und waren ihm wie Entdeckungen. Er ging im Geiste zwischen seinen Gemälden und blieb vor einer Landschaft von Ruisdael stehen, auf der eine Windmühle ihre dunklen Flügel gegen einen ganz hellen Horizont stellte und mit

wunderbarem Pinsel ein ebenso klarer, nur weißerer Abend als der heutige geschaffen war. Er trat in sein Münzkabinett und hob aus der eisernen Truhe, die seine seltensten Stücke enthielt, einen Goldtaler, um den ihn die größten Museen beneideten. Sein Herz war ganz von Freude durchwärmt, während er an diesen Schatz dachte. — Und er hörte den Brunnen im Schloßhof murmeln, den Brunnen, der so von Efeu überwachsen war, daß nur Kundige ihn fanden, der aber wie das lebendige Märchen plauderte, wenn man auf der Steinbank daneben saß. Als junger Mensch hatte er dort seinen Lieblingsplatz gehabt, damals, als er mit seiner jungen Base Angèle, die zu Gast auf dem Schloß gewesen, das erste Abenteuer seines Herzens erlebt. Es war gut, all diese Dinge nahe und um sich zu haben. Es schien genug, um daran sich zu erquicken und eine Wunschlosigkeit zu empfinden, die nach der Hitze der Tage wie ein Gesundbrunnen war.

Immer tiefer spann das Behagen den Baron ein. Er hatte die Meunier ganz vergessen. Er vergaß alle Ferne und vergaß, daß die alte Marthe draußen im Vorzimmer saß. Am Ende löste das dämmernde Sichbescheiden seiner Seele eine Entspannung auch seiner Körperlichkeit aus und er schlief abermals ein.

Stunden nachher sah Dame Marthe nach ihm, da sein langes Schweigen sie beängstigte. Er schlief noch. Aber

die Totenblässe seiner Stirn, die Hagerkeit seines Gesichts jagte die Getreue in neue Furcht. Sie würde nach Abry gesandt haben, wenn dieser nicht auch ohne ihren Ruf erschienen wäre.

»Er sieht aus, als wäre er schon gestorben,« stotterte sie, als sie Abry empfing.

»War die Meunier da?« fragte dieser. Er war auf dem ganzen Herwege auf den Erfolg seiner Kur gespannt gewesen.

»Er hat kaum mit ihr gesprochen,« erzählte sie. »Sie aber fand ihn sehr alt.« Und als sie das sagte, mußte sie wieder an den König David der Bibel denken, den auch Jugend und Schönheit nicht mehr aus seiner Zermürbung retten können. Abry, begierig, selbst zu urteilen, trat bei dem Baron ein und fand ihn noch immer schlafend. Aber er öffnete bald die Augen. Sie irrten fremd und verloren durch das Zimmer und erkannten weder Abry noch Dame Marthe, die mit hereingekommen war. Erst allmählich klärte sich der Blick.

Abry war enttäuscht. »Wie fühlt Ihr Euch?« fragte er.

»Krank,« antwortete de la Tour mit einer leisen Geringschätzung des Heilkundigen.

Dieser griff seinen Puls.

»Ich habe Fieber,« sagte der Baron.

In der That fand Abry, daß der Puls des Kranken flog. Er erschrak.

De la Tour drehte sich zur Wand. Er ärgerte sich über den treuen Berater. Es schien ihm auch, als gelte es bitterm Ernst mit ihm selbst. Er dachte, man würde wohl eine ärztliche Autorität aus der Hauptstadt kommen lassen müssen. Auch an seinen Sohn Paul dachte er, und daß man ihn zu verständigen haben werde. Aber dann zwang ihn der Schlaf aufs neue.

Abry flüsterte Dame Marthe zu, daß er eine Arznei bereit halten werde, die sie sogleich abholen lassen möge.

»Er ist kränker, als wir dachten,« gab sie zurück.

»Vielleicht,« gab der Doktor zu und versprach, am Morgen wiederzukommen. —

Das war der Beginn eines langen Krankenlagers für den Baron de la Tour.

Die Angst, die im Herzen der Dame Marthe saß, lief gleich einem elektrischen Strom hinaus aus dem Schloß und in die Seelen der Bauern hinunter. Nie hatten so viele Blicke an der Fahne gehangen, die auf dem Turm wehte. Der Georgette stiegen die heißen Tränen in die Augen, wenn sie sie flattern sah; denn ihre Liebe war wieder wach geworden. Die Marie Brun, die fromm war, lief viel in die Kirche und betete für den Kranken. Justin, der Bauer, sprach zu seinem Weibe, die kleine Mélie ziehe den la Tour nach, sie werde es erleben. Pierre Tissot aber ging seiner Pflicht nach und seufzte unter der Verantwortung, die er trug. Allerlei Fragen des Guts=

betriebs blieben unerledigt, weil er sie nicht selbständig zu entscheiden wagte und immer hoffte, doch wieder zum Herrn gerufen zu werden.

Dame Marthe hatte in ihrer Herzensangst an Paul de la Tour geschrieben. Aber der Bescheid kam, daß er durch militärische Pflichten — er war Offizier — am Kommen verhindert sei. An seiner Stelle traf ein großer Arzt ein, der mit Abry zusammen beriet. Er entschied, daß ein völliger Nervenzusammenbruch eines Mannes vorliege, der sich nicht nur den kraftverbrauchenden Weltstadtfreuden ergeben, sondern auch über alles Maß hinaus gearbeitet habe. Er prophezeite eine lange Krankheitsdauer und einen ungewissen Ausgang. Abry erhielt einige Ratschläge. Beim Abschied aber sah der Fremde Dame Marthe in das stille, weise Gesicht, und da ihm ihre geräuschlose und besonnene Art aufgefallen war, meinte er zu ihr: »Suchen Sie Ihrem Herrn an Auge und Seele wohlzutun. Damit werden Sie mehr zu seiner Heilung beitragen, als ich es kann.«

Dame Marthe fand das Wort etwas orakelhaft, aber sie holte eine rotglühende Azalee, die sie im Treibhaus gesehen, und stellte sie in die Krankenstube. Die war wie ein brennender Busch und war das erste, an dem de la Tours Blick staunend haftete, wenn er bei klaren Sinnen war.

Diese Azalee hatte Blanche Tissot aufblühen sehen. Sie hatte oft mit dem alten Gärtner von ihr gesprochen,

daß es jetzt scheine, als zünge aus jedem saftgrünen Zweig eine kleine Flamme, und jetzt, als säße ein ganzer Flug von rotsamtenen Schmetterlingen mit leise atmenden Flügeln über den zarten, kleinen Blättern. Blanche Tissot war traurig, als die Azalee aus dem Treibhaus verschwand, aber als sie hörte, daß sie in des frankten Herrn Zimmer stehe, legte sie unwillkürlich die Hände zusammen und wünschte, daß er genesen möge. Sie war ein seltsames Mädchen, vielleicht noch seltsamer, als ihre Verwandten wußten. Obgleich sie diesen im Alltag mit fleißiger Betätigung in Haus und Garten an die Hand ging, lebte sie zum Teil noch in der Vergangenheit, zum Teil in einer Welt, die unwirklich war und in alten Büchern stand. Sie hatte zu lange Jahre neben ihrem Vater, dem armen Forscher und Gelehrten, hingelebt, zu sehr seine Interessen geteilt und sich zum Zeugen all seines Empfindens und seiner Bedürfnisse gemacht, insbesondere auch dem langsamen Erlöschen seines Lebens — er war einer schweren Lungenkrankheit zum Opfer gefallen — angewohnt, als daß das Schicksal des dem Vater ungefähr gleichaltrigen Barons sie nicht beschäftigt und erregt hätte. Was im Dorf von de la Tours Abenteuer verlautete, was die Tissots von ihm als Sammler und Politiker, als Weltmann und Gutsherr wußten, und was ihn als sorglosen Verschwender seiner Lebenskräfte zeigte, das war so ungewöhnlich, daß es ihren Geist fesselte wie

die Mären der Vergangenheit, mit denen ihr Vater sie vertraut gemacht. Jung wie sie war, wob sie um den Mann, den sie nie gesehen, den Schimmer der Heldenhaftigkeit und trieb mit dem Bilde, das sie in ihrem Herzen von ihm aufrichtete, eine Art Götzendienst.

Frau Luise Tissot, die Verwalterin, wäre, auch wenn sie den Hang des Kindes bemerkt hätte, nicht diejenige gewesen, die ihr hätte wehren können oder mögen; denn auch sie gehörte zu den vielen, die nach der Schloßfahne schauten und meinten, das Landesgeschick hänge von ihrem Steigen oder Fallen ab. Daneben war auch sie in ihre Nichte ein wenig verliebt, gleich wie ihr Mann diese, freilich nach seiner eigenen, verschwiegenen Art in sein Herz geschlossen, und so hätte sie sie wohl kaum gewarnt.

Der Tag der Blanche Tissot war ein Träumen mit wachen Augen. Sie blieb stets lange in ihrer Dachkammer. Der Morgenwind wehte dort die gelben und roten und samtdunklen Kapuzinerblüten zuweilen auf, so daß bald diese, bald jene sich in Fensterhöhe streckte, als wollte sie nach Blancheflur schauen. Und sie lag wohl in den weißen Kissen, den schlanken Arm unter den dunklen Kopf geschoben. Die schwarzbraunen Zöpfe waren gelöst und über die Decke hingebreitet. Es war gut, daß kein Mann Zeuge war, wie die feinen Lider von den dunklen Augen sich hoben und die Bewußtlosigkeit in diesen langsam zur Erkenntnis sich wandelte. Sie sah eine weiße Wolke am

blauen Himmel segeln oder eine Blüte wie ein Fähnlein wehen. Einmal schallte ein Vogelzitschern oder das Krähen eines Hahns. Sie aber dachte an die Fahne auf dem Schloßthurm. Ob der freie Wind sie noch trug und blähte? Oder ob sie, müde und traurig, inmitten des Schaftes hing? Wenn der Baron starb, so hatte die Tante gesagt, würde die Fahne auf Halbmast wehen. Warum sie nur die Gedanken davon nicht abbrachte? Er war doch nicht einer von den Großen, etwa wie Racine, der Dichter, oder der Kaiser, der Korse, oder der stille, gütige und gelehrte Vater. Er war nur ein Mensch voller Fehler und Schwächen. Und doch. Sie erzählten, daß die Georgette Meunier für ihn brenne, sie, wie viele vor ihr getan. Sie sagten, es verfielen ihm alle. Sie hatten ihm jetzt die Azalee zugetragen, das Blumenwunder, das sie nie genug hatte betrachten können. Sie stellte sich vor, wie die Pflanze im Zimmer des Kranken stand, und fühlte fast, als habe sie selbst ihm einen Gruß gesandt.

Allmählich erst überwand Blanche die Träume, dehnte ihren kleinen, noch kindhaft schlanken Körper und erhob sich von ihrem Lager.

Sie traf wohl die Tante unten allein. Der Oheim war fortgeritten und hatte noch am späten Abend den Bericht gebracht, daß des Barons Befinden sich nicht gebessert habe. So war von ihm wieder die Rede, sobald die Frauen

sich sahen. Auch die Tante brachte diesen Mann nicht aus dem Sinn!

»Mitten aus seiner Kraft,« sagte sie, »Hunderte von Nutzlosen laufen herum, und nun soll dieser fort müssen, der mehr taugt als die ganze Grafschaft, die ihm gehört.«

Kam aber der Oheim zurück, so konnte Blanche aus seiner Unruhe, seinen häufigen Fragen, ob Nachricht vom Schlosse gekommen sei, seiner Nachdenklichkeit und der Tatsache, daß er seine wachsende Verantwortlichkeit täglich beseufzte, entnehmen, wie auch er das in sich bewegte, was sie selbst bemühte.

Einmal kam zwischen den Tissots die Rede auf Paul de la Tour, den Sohn, und daß er wohl die Leitung des Gutes übernehmen würde, wenn sein Vater stürbe. Sie nannten ihn zu jung dazu und meinten, daß er auch sein ganzes Herz an den Soldatendienst gehängt.

Blanche hörte den Namen an ihr Ohr klingen, ohne daß in ihr eine Anteilnahme für den fremden Menschen erwacht wäre. Sie dachte nur, wie traurig es sei, daß der Einsame auf dem Schloß jetzt niemand bei sich habe, auch den Sohn entbehre, und nährte ihre Anteilnahme mit einem neuen Mitleid.

Die Tage nahmen ihren Fortgang. Sie führten Blanche in die Küche, wo sie der Tante half, in den Garten, wo sie Gemüse begoß, ins Dorf, wo sie Besorgungen machte, und am Abend, wenn Feierzeit war, hinter die Bücher

des Vaters, die sie liebte. Kein Ereignis von Bedeutung unterbrach das Gewöhnliche, die Regelmäßigkeit dieser Tage, darum behielt das eine Geltung, darum hingen sich die Gedanken immer wieder an das Geschick dessen, der zwischen Tod und Leben schwebte.

4.

An einem Montag hatte der Baron von seinem Verwalter die Liste seiner Landpächter verlangt. Der Arzt aus der Stadt war wieder dagewesen und hatte gesagt, daß die entscheidende Wendung im Befinden des Kranken nahe sei. Abry war der Meinung, daß von einer Wiedergenesung keine Rede sein könne; denn der Baron hatte sich in all den Tagen kaum um ihn gekümmert, und er hielt das für ein Zeichen äußersten Siechtums.

De la Tour war noch immer müde. Die Fieber hatten seine Kraft verzehrt. Vielleicht kehrte ob der körperlichen Schlassheit auch der Glaube an eine Erholung und der Wille zum Leben nicht zurück. Todesgedanken und der Wille, die letzten Dinge vorzubereiten, waren es, welche ihn jetzt veranlaßten, sich mit seinen Rentleuten zu beschäftigen.

Pierre Tissot wurde im Augenblick, da er sich ins Schloß begeben wollte, in den Wald hinausgerufen, wo durch unvorsichtiger Holzsammler Schuld ein Brand ausgebrochen war. Er schickte Blanche an seiner Statt mit

der Liste ins Schloß, meinte, de la Tours Verlangen sei das erste Zeichen, daß er wieder an das Gut denke, und trug der Nichte auf, sich genau zu erkundigen, wie es um den Herrn stehe.

»Soll nicht lieber ich gehen?« fragte Frau Luise.

Die Blicke des Ehepaars begegneten sich. Derselbe Gedanke bewegte sie blitzartig. Sie würden Blanche nicht zu de la Tour senden, wenn er gesund wäre!

Aber Blanche hatte heiße Augen. »Ich wollte doch schon lange gern das Schloß sehen,« sagte sie.

Und Tissot beschwichtigte sich selbst und Frau Luise mit der Erwägung: »Sie wird nur Dame Marthe zu sehen bekommen.«

So blieb es bei der Bestimmung.

Blanches Herz klopfte. Sie wußte nicht, wie es kam, aber sie hätte sich am liebsten sogleich auf den Weg gemacht. Dann jedoch stieg sie in ihre Kammer hinauf und band sich vor dem Spiegel zu dem schwarzen Kleid ein weißes Seidentüchlein um den Hals. Auch steckte sie die schweren Zöpfe fester; draußen wehte der Novemberwind.

Nach einer Weile erst trat sie ihren Gang an. Aber sie vergaß, Frau Luise Ade zu sagen. Sie trug die Rolle in der Hand, die sie abzugeben hatte. Sie sagte sich, daß sie eine recht bedeutungslose Aufgabe zu erfüllen habe. Und doch war sie erregt.

Nun setzte sie gemessen Fuß vor Fuß. Es eilte doch nicht!

Der heftige Wind trieb die Wolken am Himmel wie ein Hund die Schafe vor sich her. Manchmal blitzte ein wenig Blau zwischen ihnen hervor, und dann geisterte ein Sonnenstrahl über die Straße oder um einen Baum am Wege. Zuweilen legte sich ein goldener Lichtmantel um einen plumpen Randstein.

Blanche sandte den Blick nach dem Schlosse und wendete ihn wieder ab, weil sie den Gedanken nicht erlauben wollte, ihr voranzueilen. Aber die Fahne auf dem Turm flatterte heftig, und von ihrem Tuch ging ein helles Leuchten aus. Blanche wollte sie nicht sehen. Sie sah zu, wie die Sonne jetzt leise über die Matten schlich. Sie schaute aufs Dorf hinunter, dem der Wind den Rauch von den Kaminen riß und in kleine Fetzen zerzauste. Freundliche und bescheidene Leute wohnten da, dachte sie. Sie, Blanche, konnte sich beglückwünschen, daß sie hierher verpflanzt worden war. Wie gut die Verwandten zu ihr waren! Sie hatte das Heimweh nach dem toten Vater, dessen sie nie mehr Herr werden zu können glaubte, unter der liebevollen Art der Tissots verwunden. Manchmal war ihr, als habe sie Vater und Mutter auf einmal wieder gefunden. Und der Baron! Das Bild des Mannes, den der seltsame Schimmer des Ausnahmemenschen umgab, sprang jetzt wieder auf. Wie viele redeten von ihm und

wie vieles mußten sie! Und an ihn hatte sie, Blanche, einen Auftrag. Ob sie ihn mit eigenen Augen erblicken würde? — Nein, gewißlich nicht —! Vielleicht starb er! Vielleicht gerade jetzt, während sie unterwegs war, kam die letzte Stunde für ihn!

Aber die Fahne wehte noch immer hoch am Mast!

Man sah es nicht gern, wenn sie ihm begegnete, überlegte sie wieder. Sie hatte den Blick wohl bemerkt, den Onkel und Tante vorhin gewechselt. Warum? Sie waren töricht, Angst zu haben, die Verwandten. Sie mußte sich selbst wohl zu behüten. Die Männer waren früh an sie herangekommen. Aber der Vater hatte sie gelehrt, sie von sich abzuhalten. Und es war ihr nie etwas geschehen, weshalb sie hätte erröthen müssen. Sie fühlte sich auch vor dem Baron ganz sicher.

Sie schritt jetzt rascher und selbstgewisser aus. Aber als sie in die Nebberge, die dem Schloß schon nahe waren, kam, wurde ihr der Atem eng. Vielleicht kam das aber nur vom schnellen Steigen.

Unterm Schloßthor dachte sie, sie werde einen Flur sehen, eine Treppe, ein Zimmer vielleicht, und Dame Marthe dazu, das Schloßfaktotum, von der man sagte, nun — was ging sie das an! Und vielleicht war sie schon in wenigen Minuten auf dem Rückwege und hatte nichts, gar nichts erlebt! —

Im Schloßhof bellten zwei Jagdhunde sie an. Der

Kutscher kam aus dem Stall, beschwichtigte die Tiere und wies sie nach der Haupttür. Jacques, der Diener, öffnete ihr. Er betrachtete sie von oben herab und fragte nach ihrem Verlangen. Sie schwankte einen Augenblick, ob sie ihm die Liste geben sollte. Dann fragte sie nach Dame Marthe. Der Diener wies ihr den Weg.

Die Weißhaarige saß an ihrem Fensterplatz. Sie schob die Brille hoch und richtete den Blick auf Blanche. Sie war traurig. Dürre Blätter trieben unablässig an ihrem Fenster vorbei, der alten Linde entrissen, die auf dieser Seite des Schlosses stand. Immer dichter wirbelten die weißen Wolken über den Himmel hin. Dame Marthe liebte den Herbst nicht, er erinnerte sie zu sehr an die Vergänglichkeit aller Dinge. Eine Träne hing an ihrer Wimper, als sie Blanche einlud, näher zu treten.

»Ich bringe die Rentliste,« führte sich das Mädchen ein.
»Ich soll grüßen vom Oheim.«

»Sie sind die kleine Tissot,« sagte Dame Marthe. Sie streckte die Hand aus. Eine Wärme ging durch ihre Seele. Wie klein und zierlich, dachte sie, und wie tief der Blick!

Blanche legte die Hand in die ihre. Sie freute sich an der stillen Art des dicken alten Weibleins. »Es brennt im Walde von Rouville,« berichtete sie. »Der Oheim wurde hinausgerufen.« Dann fragte sie: »Wie geht es dem Herrn?«

Die Alte stuzte. Der Baron! Und das Kind! Ihre Gedanken schufen plötzlich merkwürdige Zusammenhänge

und Möglichkeiten aus der bloßen Tatsache, daß dieses Mädchen nach dem Kranken gefragt hatte. De la Tour würde nicht wieder genesen. Wäre es nicht ein freundliches Bild, eines jener Wesen, die in seinem Leben eine so große Rolle gespielt, gleichsam wie eine Traumerscheinung durch seine letzten Tage gehen zu sehen. Es war kein Entschluß, kein Plan, nur eine Empfindung.

Sie antwortete Blanche: »Was wissen wir alle, wie es dem Herrn geht, Doktor Abry und der Professor aus der Stadt und wir anderen, die wir um ihn sind? Wo der Wille des Kranken fehlt, versagt die Kunst der Ärzte.«

»Seltsam, das Leben nicht zu lieben!« sagte Blanche. Dabei trat sie, von einem schnellen Vertrauen zu Dame Marthe erfaßt und aus dem unwillkürlichen Bedürfnis der Frau heraus, zu plaudern, näher.

»Nicht, wenn man es zu sehr geliebt hat,« antwortete die andere. »Doch,« verbesserte sie sich, »was werden Sie davon wissen!«

Darauf änderte sie das Gespräch. »Sie sind noch nicht lange bei den Tissots,« sagte sie. »Gefällt es Ihnen hierzuland?«

Blanches Blick verdüsterte sich leise. Sie dachte an Verlorenes. Aber sie nickte mit dem dunkeln Kopf und antwortete: »Die Verwandten sind sehr gut zu mir.«

Dame Marthe meinte nie Jugend mit so viel Ernst gepaart gesehen zu haben. Des Mädchens Wesen übte

einen seltsamen Eindruck auf sie. Solche Frauen gab es hier nicht. Sie schritt wie unter einem Zwang rückwärts gegen die Thür des Krankenzimmers.

Blanche hielt noch immer die Rolle in Händen, die sie abgeben sollte, und wunderte sich, daß die andere sie ihr nicht abnahm.

Dame Marthe drückte in ihrem Rücken auf die Klinke. Sie nickte, als ermunterte sie Blanche, einzutreten. Der Baron! durchfuhr es diese. Der Atem stockte ihr.

Die andere stand schon im Innern des Krankenzimmers.

Langsam, nicht wissend, was sie sollte, folgte ihr Blanche. Sie sah nur den Türspalt, der sich langsam erweiterte, während Dame Marthe, von dem sonderbaren Empfinden eines außergewöhnlichen Erlebnisses dazu gedrängt, mit einer fast feierlichen Behutsamkeit die Thür zurückzog. Dann gewahrte sie ein Fenster, in dem Sonne lag. Nie vergaß sie nachher diesen Anblick: Das geisterhafte, malende und an ein Lächeln gemahnende Wesen der Herbstsonne, das ihr schon unterwegs aufgefallen. Ein Strahl hatte sich am Fensterkreuz verfangen und strömte mit einem zweiten in einem schlanken, farblosen Kristallkelch, der die Form einer großen Tulpe hatte und auf dem Gesimse stand, zusammen. Da funkelte das Sonnengold gleich der Neige eines edlen Trankes. Die zarten Kelchwände empfingen davon einen Schimmer, jetzt von Blau, jetzt von Rot, jetzt von Silber, als belebe sich das feine, kühlklare Gefäß.

In diesem Augenblick sagte eine Stimme: »Sehen Sie das auch, Dame Marthe?«

Die Alte drehte sich und schloß geräuschlos die Thür hinter Blanche.

»Den Kelch meine ich,« ergänzte de la Tour. Er hatte sich im Bett aufgerichtet. Er war sehr bleich und sein kleiner Spitzbart verlängerte das Gesicht so, daß seine Hagerkeit doppelt hervortrat.

»Das ist der Rest des Tages,« sprach er ruhig, aber ganz mit sich selbst beschäftigt weiter. »Vielleicht der Rest des Lebens. Man meint, den Becher nehmen und ihn leeren zu müssen, den — heißen, letzten — Rest.«

Vielleicht sah er im Fieber Gesichte. Plötzlich aber veränderte sich sein Blick und wurde größer, staunender. De la Tour gewahrte Blanche Tissot. Er sah ihren feinen Kopf mit dem dunklen Haar nur wie ein Schattenbild, das sich gegen das Fenster abzeichnete. Er glaubte zunächst nicht an eine Wirklichkeit, sondern ging nur wie in einem Traumsinnen den zarten Linien des Profils nach, der niederen, kleinen Stirn, der kleinen, edlen Nase, den Lippen, die leise geöffnet waren, und dem kindlichen Kinn, unter dem am Halse das weiße Seidentüchlein schimmerte. Dabei schlang er die Hände ineinander, ungewiß, was Wirklichkeit und was Einbildung war.

»Die kleine Tissot bringt die Rentrolle, Herr,« erklärte Dame Marthe.

»Die kleine Tissot,« wiederholte de la Tour, nur halb wach. »Wie heißt sie, die kleine Tissot?«

»Blancheflur,« antwortete das junge Mädchen. Auch ihr erging es seltsam. War es das Licht am Fenster, das sie beinahe von dem eigentlichen Zweck ihres Besuchs abgelenkt hatte, oder bewegte sie die tiefe, wie aus einer anderen Welt herkommende Stimme des Kranken, sie dachte im Augenblick nicht an ihren bürgerlichen Namen, sondern sprach ihn mit jenem Beiflang aus, mit dem der zärtliche Vater ihn manchmal gesprochen und der wie Musik war. Dann richtete sie die Augen auf de la Tour. Sie hatte sich ihn anders vorgestellt. Ein Eindruck aber traf sie unbewußt. Etwas Edles lag in seinen Zügen. Vielleicht war es das, was ihm Gewalt gab! Vielleicht hatte man ein Gefühl der Auszeichnung, wenn er sich einem freundlich erwies. Blanche war sich solcher Entdeckung nicht völlig klar, aber sie gewann im Grund ihrer Seele Raum und steigerte unwillkürlich die schon vorhandene Teilnahme für den Kranken. Und war er nun ein Sterbender? Die Welt verlor etwas mit ihm. Gewiß! Sie, Blanche, hatte die Überzeugung. Und er war noch nicht alt. Er durfte nicht sterben.

»Blancheflur,« murmelte de la Tour. Sein Ohr hatte den Klang ihres Namens aufgefangen. Und ohne sie zu sehen, wiederholte er ihn, den Ton ihrer Stimme festhaltend und hätschelnd, wie man eine Melodie nachsummt.

Dame Marthe aber dachte plötzlich, er spreche im Fieber und der Besuch möchte ihm schädlich sein. Sie nahm Blanche die Rolle aus der Hand und legte sie auf einen nahen Tisch. Jene selbst schob sie mit ängstlicher Eile wieder der Thür zu, ohne daß sie den Kranken hätte grüßen können.

So fand sich das junge Mädchen plötzlich wieder im Vorzimmer stehend und fühlte, daß die andere ungeduldig darauf warte, daß sie sich entferne. Sie fragte aber doch noch: »Was halten Sie von ihm?«

Dame Marthe hob tränengefüllte, hilflose Augen in den Himmel, aber sie antwortete nicht.

Da ging Blanche zögernd hinaus. Es war ihr, als müßte noch jemand sie zurückrufen, als sei noch irgend etwas an ihrer Sendung unerfüllt. Aber sie stieg die Treppe hinunter und verließ das Schloß. Der Wind empfing sie draußen. Er war schärfer geworden und blies ihr wie mit einem Schneehauch um die Wangen. Sie wußte aber nicht, ob ihr auf Treppe oder Hof jemand begegnet sei. Auch der Wind weckte sie nicht. Sie hörte noch immer die Stimme de la Tours. Und sie dachte an Dame Marthens hoffnungslosen Blick. Ein Sterbender, also doch! überlegte sie weiter. Ein Sterbender, wie ihr Vater es gewesen war! Sie taten ihr alle leid, die aus dieser schönen Welt fort mußten. Als ihr Vater schwächer und schwächer geworden war, hatte sie immer geglaubt,

ihn mit ihren jungen Armen halten zu können, daß er nicht hinabsank in das Nichts. Ein ähnliches Empfinden hatte sie jetzt. Als müßte sie sich für den Mann wehren, der da am Tode lag. — Wie er von dem Glas gesprochen hatte! grübelte sie weiter. Von dem schönen, lichtgefüllten Glase! Wie einer, der noch voll Lebenshunger ist! Und wie er — ihren Namen ausgesprochen! So, als läge für ihn etwas darin. Als erwarte er etwas von ihr!

Sie gelangte nach Hause, sah die Tante im Garten, ging aber ins Haus und in ihre Stube hinauf. Sie konnte nicht sogleich von diesem Besuch erzählen. —

»Das war die kleine Tiffot,« sagte de la Tour zu Dame Marthe, als sie zurückkam.

Sie war erstaunt, wie klar und natürlich er das sagte.

»Tochter des Doktor Tiffot, des Sprachforschers und Gelehrten,« fuhr er fort. »Die Verwandten haben sie ins Haus genommen.«

Dame Marthe wußte nicht, ob er das alles ihr oder nur sich selbst erzählte. Als er aber jetzt ungeduldig fragte, ob Blanche schon wieder fort sei, geriet sie erst recht in Verwirrung.

»Sie hat es eilig gehabt,« sagte er, ohne ihre Antwort abzuwarten.

»Ich wußte nicht, daß ich sie halten sollte,« entgegnete die Alte halb verlezt, halb beflommen. Und als er sein Gesicht hinwegwandte, verließ sie ihn. — De la Tour

dehnte sich in den Rissen. Er war wach und klareren Sinnes als seit manchem Tag. Er fühlte sich erleichtert, befreit. Wohl hielt die Mattigkeit noch an, aber die Gleichgültigkeit, der Überdruß waren von ihm abgelöst. Er hatte ein Verlangen nach Sonne und Luft, nach der Sonne, die er am Fenster hatte flirren sehen. — Sonderbar! Was ging mit ihm vor? Was brachte diesen Wandel? Hatte das glühende Licht in dem Becher am Fenster in ihm selbst etwas entzündet? Oder? Oder? Blancheflur hieß sie? Hm! Es war wie ein Märchen! Sie hatte etwas von den sagenhaften Frauen der alten Lieder. — Warum war sie sogleich wieder verschwunden? Er wußte nichts von ihr, nicht, ob sie Alltag war wie alle! Wie die kleine Mélie Fleurier! Und die heiße Georgette!

De la Tour richtete sich auf. Die Georgette! Es wehte ihn an wie Wind aus dem Süden. Aber — Blancheflur! Seltsam! Er sah sie in einem weißen Kleid schreiten wie eine junge Nonne oder wie eine Heilige, an deren Schleier keine Hand zu rühren befugt war!

Plötzlich griff er nach der Klingel. Ein jäher Einfall! Ein plötzliches Erwachen des Willens!

Scharf, fast zornig klang die kleine Glocke, die lange geschwiegen hatte.

Dame Marthe kam aufgereggt herein.

De la Tour verlangte zu essen. Er hatte kaum berührt, was man ihm in den letzten Tagen vorgesetzt hatte.

Die Haushälterin war erstaunt. Aber sie brachte ihm eifertig eine Fleischbrühe.

Er aber sprach sie mit gänzlich veränderter Stimme an: »Du hast wieder viel Unmuße mit mir gehabt, Gute.«

Sie wurde sogleich weich. Und halb von seiner Güte gerührt, halb von plötzlicher Hoffnung ergriffen, erwiderte sie: »Was zählt das bißchen Mühe, wenn Sie wieder gesund werden.«

»Das werde ich,« entgegnete er.

Die Alte sagte: »Abry wird staunen, wenn er kommt.«

Da sprach er: »Sage mir, was ist das für ein Wesen, Lissots Tochter?«

Der Dame Marthe strömte mit einer Art Erkenntnis das Blut zu Herzen. Das Bild des Mädchens hatte in seinem Gedächtnis gehaftet! Und als der König David alt war — dachte sie. Seltsam! — Es dauerte eine Weile, ehe sie de la Tour antworten konnte. Sie vermochte ihre wie Hunde jagenden Gedanken nicht recht zu sammeln. Endlich sagte sie: »Sie ist ein merkwürdiges Mädchen, ernst über ihre Jugend, zurückgezogen und nicht ländlich.«

»Sie hat sehr still mit ihrem Vater gelebt. Er war ein außergewöhnlicher Mensch,« sagte der Baron. Er sprach aber jetzt in gleichgültigerem Ton, fast als wolle er ihr zeigen, daß er sich nichts aus der Sache mache. »Gib mir die Rentrolle!« befahl er dann.

Sie reichte sie ihm, und er entfaltete sie und las, indem er den Ellbogen aufs Kissen stützte.

Dame Marthe bewegte noch immer das Wunder seiner Genesung in ihrem Sinn. Als sie das Zimmer verließ, begegnete ihr Abry.

»Es hat sich wohl nichts geändert?« erkundigte er sich und erwartete das Schlimmste.

»Sie werden staunen, Doktor,« antwortete sie ihm.

Er aber trat bei de la Tour ein und fand ihn lesend. Die Überraschung machte ihn sprachlos.

De la Tour sah ihn ein wenig spöttisch an: »Erstaunt? Hm?« fragte er. »Es ist irgend etwas — irgend etwas vorgefallen —« fügte er in Sinnen verloren hinzu.

Abry griff den Puls, untersuchte, maß das Fieber. Er sprach nicht. Die plötzliche Wendung überwältigte ihn, und er traute der Sache noch nicht.

»Bon morgen an spielen wir wieder Karten,« sagte der Baron. Aber zuweilen gingen eine staunende Erinnerung und eine ernste, fast andächtige Neugier durch seine Seele.

Wirklich war die Besserung ebenso haltbar als plötzlich. Wirklich spielten Abry und der Baron schon am nächsten Tage Karten. Der Professor aus der Stadt kam, stellte die Genesung fest und hatte nichts dagegen, daß der Kranke schon für ein paar Stunden das Bett verließ. Tissot, der Verwalter, wurde berufen. Die Kunde, daß

die Gefahr für das Leben des Barons gehoben sei, hatte diesen schon vorher erreicht, und er kam in freudiger Aufregung. Nach der Besprechung rühmte er Frau Luise gegenüber: »Du glaubst nicht, wie klar und rasch der Herr alles übersieht, wie er mit zwei Worten das Richtige trifft, wo wir uns ängstlich abmühen müssen, es zu finden.«

Der klugen kleinen Frau fiel eine gewisse Nachdenklichkeit in seinem Wesen auf; es schien ihr, als ob er ihr etwas verschweige. »So ist dem de la Tour nichts von seiner seltsamen Krankheit hinterblieben?« fragte sie ihn aus.

»Nichts,« antwortete Tissot. Er hatte auch seiner Frau nichts weiter zu erzählen. Es war ja nichts Wesentliches, was ihm seit seinem Besuch bei dem Baron durch den Kopf ging. Vielleicht war es überhaupt nur Einbildung seinerseits, daß ihm geschienen hatte, als lasse ihn der Blick des Herrn keine Minute los, als suche dieser Blick in seinem Gesicht die Lösung irgendeines Rätsels. Und daß er dabei plötzlich an Blanche denken mußte. Er war nicht gewöhnt, in sich selbst tiefsinnige Probleme abzuklären, und so blieb ihm nichts, als eine leise, unerklärliche Besorgnis. Er fragte dann nach Blanche und erfuhr, daß sie im Garten Birnen pflückte, die eingekocht werden mußten. Dessen schien er zufrieden und setzte sich an seinen Schreibtisch, während Frau Luise seine Zerstreuung noch ein Weilchen bedachte, bald aber über der Erwägung, wie die von St. Martin jetzt die Genesung des

Barons hin und her besprechen würden, alles andere vergaß.

Draußen pflückte Blanche ihre Birnen in einen Korb, große, auserlesene Früchte, von denen mehr als eine ein Ausstellungsstück war und ihr leise Kundgebungen des Staunens entlockte. Sie sang sachte vor sich hin. Die Freude an den Früchten war von einer anderen weit überflutet, der Drang zum Singen entsprang dieser zweiten. Auch sie wußte, daß de la Tour genas. Und es beglückte sie. Sie hätte nicht zu erklären vermocht, weshalb. Sie pflückte ihr Obst und dachte an den Baron. Ob sie ihn je näher zu sehen bekam, ihn, wie er war und man von ihm sprach? Sie mußte an ihn noch denken, als ihre Arbeit getan war, gerade wie Tissot seine Gedanken zu ihm zurückgehen ließ, Frau Luise über ihn nachgrübelte und im Dorf das Gerede von ihm wieder anhob. In diesem Dorfe warteten sie schon auf das Wiedererscheinen dessen, von dem sie gemeint hatten, sie würden ihn nicht mehr zu Gesicht bekommen. Und sie meinten, die Fahne auf dem Turm flagge lebendiger, als schwingte sie eine neu gekräftigte Hand. Und Fleurier, der Bauer, erwartete, daß der Baron vorübergehen und sich nach seinem Ergehen erkundigen werde. Die treue Brun, die Krämerin, hatte nicht mehr Ruhe hinter ihrem Ladentisch; es war eine solche Ewigkeit, seit de la Tour sich mit ihr unterhalten.

Aber Georgette Meunier band sich das brennendrote

Seidentuch um den Hals, das der Schloßherr ihr geschenkt hatte. Ihr Herz schlug wie die Hufe eines durchbrennenden Füllens. Sie glaubte, daß niemand am Ort ein Recht habe wie sie, auf das Kommen dessen zu zählen, der dem Leben noch einmal zurückgegeben war.

5.

Der Baron Robert de la Tour ging wieder aus. »Er sieht jünger aus als je,« sagten die Dörfler. Aber sie wußten nicht recht, was sie einander von ihm erzählen sollten; denn er war nur einmal mit großen Schritten durchs Dorf gegangen und einmal im Galopp die Straße entlang geritten, aufgehalten hatte er sich noch bei niemand. Die Georgette Meunier hatte sich die Augen nach ihm ausgeguckt. Sie brannten sie, so waren sie hinter ihm her gewesen. Er hatte schlank und hoch und zäh ausgesehen, hatte noch immer die kluge Stirn und das gelassene, überlegene Wesen. Sie zitterte innerlich, daß er noch immer nichts von ihr zu wollen schien, bangte, daß er bald wieder abreisen werde, fand aber Trost darin, daß niemand im Ort etwas vor ihr voraus hatte und sich rühmen konnte, mit ihm gesprochen zu haben.

Der Baron de la Tour hatte seine Bauern vergessen. Er hatte wohl bei seinem Gang wie bei seinem Ritt mit flüchtigen Gedanken die gestreift, an deren Wohnstätten er vorbeigekommen war, aber er hatte sich aus

seinen Krankheitstagen noch nicht zu ihnen zurückgefunden, sondern befand sich gleichsam noch in einer weiteren und allgemeineren Welt. Er brauchte Zeit, um sich wieder ins Leben einzufügen, das er eine Weile ohne große Reue beinahe aufgegeben hatte. Aber er entdeckte dieses Leben neu und in befremdlicher Weise. Er sah das Naheliegende kaum, war im Verkehr mit Abry oder Dame Marthe unendlich zerstreut, zerstreut beim Spiel mit dem Arzt, zerstreut auch, wenn es galt, sich mit Geschäften, mit Fragen der Gutswirtschaft oder des Haushalts abzugeben. Er war wie einer, der sich noch nicht irgendwie mühen mag, sondern nur sich mit einem tiefen Wohlgefühl dem Schönen wieder hingibt, das ihm schon verloren schien.

Es war nun schon Dezember, aber noch nichts von Weihnachtsstimmung zu spüren. Ein warmer Wind wehte. Zuweilen fiel Regen. Dann dampfte der schwarzfeuchte Boden. Aber es brach gleich wieder Sonne aus einem nur noch leicht bewölkten Himmel hervor. Sie hatte etwas Verklärendes. Sie trug in die hohen Zimmer des Schlosses eine Helligkeit, die jeden Gegenstand darin verschönte. Sie übergieß bald dieses, bald jenes Gemälde, den kostbaren Besitz des Herrn, mit Licht und zeigte seine tiefen Werte. Sie ließ die alten Münzen in ihren Glasschränken geheimnisvoll bliken und lockte de la Tour, sie aus ihren Samtbetten zu nehmen und sich von ihnen die

Geschichten lang vergangener Jahre erzählen zu lassen; und sie übergieß ihn selbst, wenn er sich einem Fenster näherte, mit Wärme, so daß ihm wurde, als werfe ihm jemand einen weichen Mantel um die Schultern.

De la Tours Herz schlug in ruhigen, wunschlosen Schlägen. Er trug Freude durch seine Räume, die nur ein aufatmendes Wiederinbesitznehmen dessen war, was er schon aufgegeben, ein Hörschätzen von Werten, die schon halb verloren geschienen. Und dieselbe Entdeckerfreude empfand der Genesene in der Natur. Die Luft allein schon war ihm eine Erquickung. Der Himmel mit seinem Wechsel von tiefem Blau und weißem Gewölk, die breiten, geraden Straßen, die hinausliefen über ebenes Land, ein grüner Hügel etwa oder ein einzelner, stiller, staunender Baum. Mehr aber noch der Wald, durch den schon eine neue Kraft zu gehen schien. De la Tour kam noch nicht dazu, sich in dieser Natur weiter auf das Enge, die Menschenstatt zu besinnen. Sein eigener Körper sog Kraft aus jener. Er bedurfte noch keiner Menschen. Die, die seine Gedanken in der fernen Hauptstadt suchen konnten und wohl auch suchten, verlor er ebenso rasch wieder aus dem Gedächtnis, wie er sich mit denen in der Nähe nicht beschäftigen mochte, deren er zu seiner Kurzweil sonst wohl nötig gehabt. Wenn er des Dorfes ansichtig wurde, so übersah er noch seine Häuser und Bewohner, wie einer, der Ferien hat und seine Seele nicht bemühen will. Eine

Erinnerung aber haftete in ihm. Er sah sie wie durch Nebel und suchte die Brücken noch nicht, die zu ihr zurückführten. Ein Kelch, der auf dem Gesimse stand, hatte geleuchtet. Ein Name — Blancheflur — war erklingen und verhallt. Er wußte genau, daß alltägliche Wirklichkeit dahinter war. Gelüsten kam ihn an, diese Wirklichkeit zu erleben, aber er zögerte immer und gab sich dem Traum noch hin. Ein junges, von dunklem Haar umrahmtes Gesicht! Das Bild verließ ihn nicht, aber er barg es in seiner Seele wie die Schönheit seiner Gemälde und die Seltenheit seiner Münzen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Sonntagsstimmung, der Hang zu einer Art feierlichen Genießens der ihm neugeschenkten Lebensgüter in eine Lust zur Betätigung überging. Er begann damit, mit seinem Sekretär seine liegen gebliebene Korrespondenz zu erledigen, kürzlich erworbene Münzen zu katalogisieren, in seinen Büchern nach dem Ursprung einiger Stücke zu forschen, die er noch nicht eingereicht hatte, und griff wieder zu einem Werke über niederländische Malerei, das er bei seiner letzten Anwesenheit im Schloß mit Vergnügen zu lesen begonnen hatte. Auch das Interesse an der Gutswirtschaft erwachte neu. Er empfing den Verwalter nicht mehr mit Ungeduld, seinen Bericht nur mit halbem Ohr hörend und ihn baldmöglichst wieder entlassend, sondern er überlegte sich die beginnenden Winterarbeiten, die

nötig gewordenen Verbesserungen, besprach sie mit Sachkenntnis und übernahm selbst wieder die Oberaufsicht.

Dame Marthe strahlte vor Freude.

Abry meinte, nun werde sich auch der Hang zu kleinen Vergnüglichkeiten bald wieder einstellen.

De la Tour stieg nun freilich eines Tages wieder ins Dorf hinab, kam bei Justin Fleurier vorbei und bot ihm eine Zigarre an, sich ernsthaft nach seinem Befinden erkundigend. Dann trat er in den Laden der Brun, ließ sich von ihr von dem Tabak geben, den sie seit Jahren nach seiner Weisung für ihn allein hielt, stand auch wirklich, wie die Krämerin es erwartet hatte, ein Weilchen am Ladentisch und unterhielt sich mit ihr, sie nach dem Gang der Geschäfte, nach der Gesundheit ihrer alten Mutter und ihrer eigenen fragend. Er sprach von seiner Krankheit und sagte nicht ohne einen kleinen melancholischen Beiflang, daß man eben kein heuriger Hase mehr sei. Aber die Georgette Meunier kam bei diesem Besuche zu kurz. Es war, als habe er sie vergessen. Sowohl Justin Fleurier wie die Brun gaben nachher ihrer Meinung Ausdruck, er sei ernster und zurückhaltender geworden und es habe ihm etwas Fremdes an, als sei er jahrelang fort gewesen. De la Tour hielt sich aber bei diesem Gang die ehemaligen nahen Beziehungen zu denen, die hier lebten, schon gegenwärtig. Er grüßte den Hügel, der die kleine Mélie barg, zeigte ihrem Vater aus innerem Drang das alte Wohl-

wollen und besuchte die Krämerin in vollem Bewußtsein, daß er eine Art Gnade austeilte. Er fühlte sich auch versucht, zum Schulmeisterhaus zu gehen und der Georgette guten Tag zu sagen. Hier aber rührte sich ein Widerstreben in ihm, dessen Ursprung ihm selbst unklar war.

Vielleicht hatte aber doch die Begegnung des Genesenden mit einer früheren Wirklichkeit Schuld, daß er der kleinen Tissot in ihrer menschlichen Gestalt zu denken begann. Der Zauber, der ihre Erscheinung umgeben, schmolz ein wenig hinweg.

Eines Tages hatte er Lust, die Treibhäuser zu besuchen, oder nahm sich ein solches Verlangen vielleicht selbst zum Vorwand. Dabei trat er unvermutet ins Haus seines Verwalters.

Es regnete. In der Wohnstube brannte ein Feuer.

Der Baron trug einen Flattermantel, von dem er beim Hereinkommen den Regen abschüttelte. Auch den breitrandigen Hut schwang er aus. Er fühlte sich zu sehr als der Herr seines Besitzes und alles dessen, was dazu gehörte, als daß er irgendwelche Befangenheit wegen seines Eindringens empfunden hätte; aber es legte sich ihm doch etwas vor den Atem, als er die Klinke der Stubentür ergriff. Vielleicht sah er sie jetzt wieder! Ob er von ihr noch einmal den Eindruck des Außergewöhnlichen empfangen würde wie an jenem Tag? Oder ob er nur ein Bauernmädchen fand, wie sie hier zu Dutzenden herumliefen?

Er öffnete nach Herrenrecht die Thür ohne anzuklopfen.

Am Nähtisch am Fenster saßen Frau Luise und ihre Nichte, beide mit Handarbeiten beschäftigt. Während aber die Verwalterin schmuck und ein wenig eitel selbst in ihrer Hauskleidung völlig empfangsfähig darsaß, hatte Blanche, eines Gastes nicht gewärtig, ihre Bluse abgenommen, um an ihr eine kleine Ausbesserung vorzunehmen, und saß nur in Rock und Leibchen da. De la Tour sah sie wieder im Rahmen des Fensters. Wieder hob sich ihr feines Profil von der Helligkeit der Scheibe ab. Das Licht floß um zarte Schultern und weiße, wohlgeformte Arme.

Er nahm mechanisch den Mantel ab. Er war nicht verlegen, aber unwillkürlich, während er einem Landmädchen gegenüber wohl ein Scherzwort gefunden haben würde, machte er sich jetzt mit seinem Mantel zu schaffen und ließ Blanche Zeit, aufzustehen und ins Nebenzimmer zu entfliehen.

Die beiden Frauen hatten wohl das Geräusch im Flur gehört, aber geschlossen, daß Tissot selbst zurückkomme. Frau Luise war beim Anblick des Barons vom Stuhl aufgefahren, um ihrer selbst wie um der Nichte willen stark errötet und knickste etwas beflissen und außerstande, ihre Verlegenheit zu verbergen. Blanche stieg zwar das Blut ebenfalls einen Augenblick in feinem Strom vom Hals in die Wange, allein dann glitt sie leise und gelassen

hinweg, ihrer selbst zu sicher, als daß sie nach Jungmädchenart ein Theater der Beschämung aufgeführt hätte.

»Guten Tag,« grüßte de la Tour. Er nahm sich einen Stuhl und schlug ein Bein über das andere. »Lissot ist nicht hier?« fragte er, im Ton der Frage schon zeigend, daß er es nicht anders erwartet habe.

Frau Luisens Lebhaftigkeit erwachte. Sie überwand ihre anfängliche Bestürzung, entschuldigte eifrig des Gatten Abwesenheit und pries dann ebenso beflissen de la Tours Aussehen, behauptend, die Krankheit habe ihn um zehn Jahre verjüngt. Der Besuch schmeichelte ihr, wie er jedem im Ort geschmeichelt haben würde; sie hatte dabei ein wenig den Wunsch, er möchte bis zu einem gewissen Grad ihr gelten, wie die Frauen dazuland alle sich gern vom Schloßherrn auszeichnen ließen. »Vielleicht könnte die Nichte Lissot suchen,« schlug sie vor, »er dürfte wohl nur in den Scheunen oder Ställen sein.«

Der Baron wehrte ab. »Ich bedarf seiner nicht,« sagte er. »Ich plaudere gern wieder einmal mit Ihnen.«

Frau Luise rückte an die Kante ihres Stuhls. Vor Freude hätte sie sich beinahe an den Tisch und in größere Nähe des Gastes gesetzt. »Das war eine angstvolle Zeit für uns alle, die Krankheit, Herr,« versicherte sie.

De la Tour fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Die Erinnerung belästigte ihn; er mochte jetzt nicht gern von

Schwäche und Altershoffnungslosigkeit hören. Er war auch nur mit halbem Ohr bei der Verwalterin. Etwas in ihm wartete auf die Rückkehr des Mädchens und machte ihn halb ungeduldig, weil sie zu kommen zögerte, halb verdrossen, weil ihm einfiel, sie könnte gänzlich wegbleiben.

Aber sie kam wirklich. Ihre hellrote Bluse hatte einen weiten Ausschnitt. Ihr Hals erhob sich weiß und schlank daraus; aber sie hatte zum Schmuck eine lange Kette aus weißen Korallen angelegt, und sie fiel ihr über den zarten Busen bis an den Schoß. Sie verneigte sich. Die Tante stellte sie vor.

De la Tour war aufgestanden und streckte ihr die Hand hin.

Sie reichte ihm die ihre. Er überragte sie fast um das Doppelte ihres eigenen Wuchses. Seine Stattlichkeit machte ihr Eindruck.

»Sie waren einmal bei mir,« sagte de la Tour. Er sprach unwillkürlich mit gedämpfter Stimme. Es war ihm, als sei er allein mit ihr. Die Verwalterin kümmerte ihn nicht oder er vergaß sie.

»Es war im Augenblick, als sich mein Los entschied,« fügte er hinzu.

Hier fiel Frau Luise mit der Versicherung ein, daß das ein besonders schwerer Tag gewesen sei, daß sie und ihr Mann die Hoffnung schon ganz aufgegeben gehabt hätten.

De la Tour hörte ihre Worte nur wie den Regen, der ans Fenster schlug.

»Sie nannten Ihren Namen,« sprach er weiter. »Blancheflor —. Er klingt mir noch im Ohr.«

Frau Luise berichtigte, der Name gelte ja nicht. Er stehe zwar im Taufregister, aber die Nichte heiße eben wie noch Hunderte im Lande hießen und wie es hübsch zu heißen sei. Blanches Vater, ihr Schwager, habe mancherlei Schrullen gehabt, und als eine solche sei auch die Verleihung eines sagenhaften Namens an ein Menschenkind zu werten, das im Jetzt- und Alltag leben müsse. Sie ereiferte sich und war bestrebt, dem Herrn gegenüber zu betonen, daß sie nicht ihre Schlichtheit vergäße.

De la Tour hielt noch immer Blanches Hand. Vielleicht hatte er es vergessen. Jedenfalls hörte er Frau Luise noch immer nicht. Er setzte sich und zog Blanche zu sich heran. Er dachte, daß sie sehr jung sei und eine Waise, und fand ganz von selbst einen Ton väterlicher Vertraulichkeit. Sein Sinn aber haftete noch immer an ihrem Namen, und er sagte, fast zu sich selber: »Es ist der Name für sie, der einzig richtige, nicht weil die, die ihn der Sage nach trug, eine schmerzreiche Frau gewesen, sondern weil sie — wie eine Elfe ist. Der Doktor Tissot wußte Bescheid. Ich habe ihn gekannt. Er war ein Poet, wie er ein Gelehrter war.«

Frau Luise horchte auf. Sie sah die Teilnahme des

Barons und legte sie nach der landläufigen Weise aus. Sie war selbst nicht tugendsüchtig. Es schmeichelte ihr, daß die Aufmerksamkeit des Schloßherrn sich ihrem Hause zuwandte. Sie nickte auch Blanche mit einem schicklichen Erröten zu: »Werde mir nicht eingebildet, Kleine, wenn man dich so rühmt,« sagte sie.

Blanche wurde ein wenig verwirrt. Es war ihr merkwürdig, daß der Baron ihre Hand nicht freigab. Aber seine Art mißfiel ihr nicht. Die Güte und das gemessene Selbstbewußtsein, die darin lagen, erinnerten sie an den Vater. Die guten Verwandten waren ja ein wenig verbauert, die Frau allzu redselig, der Mann zuweilen etwas rauh und immer sehr wortkarg. Freundlich klang ihr auch an Ohr und Herz, was de la Tour von ihrem Vater gesagt hatte. Zudem, da stand nun der vor ihr, der den Mittelpunkt des Dorfgesprächs bildete. Sie wußte nicht, wie ihr war. Sie mußte unwillkürlich denken, daß das Schlimme, was von ihm gedacht und geredet sei, nicht wahr oder doch übertrieben sein müsse.

De la Tour fuhr fort: »Ihr Vater war ein einsamer Mann, zu still, um sich die verdiente Geltung zu verschaffen. Ich habe erst nach seinem Tod die Schuld gefühlt, die wir alle gegen ihn hatten; und ich schäme mich dieser ungetilgten Schuld.« Er fühlte, was er sagte. Er dachte in diesem Augenblick auch daran, daß an der Tochter sich manches gutmachen ließe, was gegen den Vater ver-

säumt worden war; aber hier nun hinderte ihn etwas in sich selbst, den Gedanken weiterzuspinnen oder gar auszusprechen.

Leise Rührung ergriff Blanche. Sie hatte wenig Gelegenheit, von dem toten Vater zu reden. Die Verwandten hatten große Stücke auf ihn gehalten, aber es lag nicht in ihrem Wesen, den Toten häufig zu erwähnen; der Tag nahm sie zu sehr in Anspruch.

Frau Luise war, da sie sich unbeachtet sah, nach und nach verstummt. Sie nahm ihre Handarbeit wieder auf und schaute nur zuweilen nach den beiden hinüber.

Der Baron lehnte sich jetzt mehr in den Stuhl zurück. Blanche stand am Tisch. Ihre Hand war frei. Aber de la Tour fragte, ob sie im Ort heimisch sei, ob sie Gespielinnen habe, schöne Wege kenne, die durch die Umgebung führten.

Sie antwortete, daß sie sich bei den gütigen Verwandten wohlfühle, im Ort selbst noch wenig Anschluß, doch in Haus und Garten so viel Beschäftigung und Freude gefunden, daß sie zu weiteren Ausgängen noch kaum Lust und Zeit aufgebracht.

Der Regen rauschte sein eintöniges, das Behagen der Stube vermehrendes Lied. Ruhig setzte sich die Unterhaltung fort. De la Tour hob die Vorzüge der Landschaft hervor, einer Landschaft, die ihn immer wieder von der seelischen und körperlichen Unrast befreit, die den Städter zwischen hohen Mauern und im Menschengetriebe befallt.

Seine Stimme klang tief und voll. »Sind Sie im Walde von Rouville gewesen?« fragte er.

Sie sagte, daß sie sich nicht hinein gewagt.

Da antwortete er: »Es ist nichts zu fürchten. Unsere Bauern sind keine Wegelagerer. Aber die Einsamkeit wohnt darin. Treten Sie ins Dunkel der Stämme. Wie Vorhänge rauscht es hinter Ihnen zusammen. Die Welt blieb draußen. Sie hören ihren Lärm nicht mehr. Ihr grelles Licht hört auf, sie zu blenden. Rings um Sie ist nur ein kleines, zartes Leben, ein Insekt, das an einem Grashalm turnt, eine Biene, die summend von Blume zu Blume taumelt, ein Blatt, das, von weiß Gott was für einem geheimen Luftzug bewegt, sich auf seinem Stengel wirbelnd, aber lautlos dreht und fächert und fähnelte, und eine Blüte, die wie ein Licht aus einem dunkeln Moosbett leuchtet. Ein Sonnenstrahl kommt und huscht um die Rinde eines Baums oder zerbricht in goldene Splitter, die auf den Waldboden fallen und dort ihr eigenes rinnendes Leben haben. Jetzt bricht aus dem schweigenden Dickicht der Baumkronen, als fiele ein schwerer Stein, ein großer Vogel und schwingt sich, ein Schatten, in ein anderes Versteck hinein.«

Wie schön er spricht, dachte Blanche und folgte seinen Worten und Wegen.

De la Tour sprach aber jetzt eigentlich nicht mehr für sie. Es war wieder seine Freude am neugeschenkten

Leben, die redete. Und doch war es ihre Gegenwart, die ihn anregte. Er vergaß die Zeit. Auch das Schloß, fuhr er fort, habe Kühle und Einsamkeit, ähnlich dem Walde. Auch es habe seine Schönheiten. »Einmal, wenn Sie kommen,« sagte er, »will ich Ihnen Bilder zeigen und andere Dinge, die Sie freuen werden.«

Hier kam er in die Wirklichkeit zurück. Er wandte sich zur Verwalterin: »Sie werden mir Ihre Richte schicken, nicht wahr?« fragte er.

Sie erschraf wohl. Aber sie sagte eifrig zu. Es war nicht Sitte, dem Baron etwas abzuschlagen.

De la Tour drehte sich zu Blanche zurück: »Sie haben hier nicht mehr die Welt Ihres Vaters, die stille Gelehrtenstube gefunden. Vielleicht würde Sie in meinen Räumen manches daran erinnern.«

Das würde sicher der Fall sein, dachte Blanche. Er schien ihr selbst das Wesen eines Gelehrten zu haben.

Da erhob er sich. Schlank, hoch, noch kraftvoll stand er da. Sie sah es wiederum mit Staunen.

»Ich bin lange geblieben,« sagte er zu ihr. Aber gegen Frau Luise nahm er die Miene des Herrn an. »Grüßen Sie Tissot von mir,« sagte er leicht hin. Er nickte, aber die Hand gab er ihr nicht. Die reichte er nur Blanche, langsam, ohne ihre Finger zu drücken, leise sie wieder freigebend. »Ich werde Sie einmal holen, Blancheflur,« sagte er. Und wieder verlor er sich bei diesen Worten in Ge-

denken, in das Empfinden, als sei ihm irgendeine Traum-
erinnerung haften geblieben. Dann ging er.

Es regnete noch immer, und er hüllte sich fest in seinen
Mantel. Aber sein Fuß zögerte auf der Schwelle des
Verwalterhauses. Er hatte da nichts verloren, und doch
war ihm, als bleibe etwas zurück, was er entbehren würde.
Er trug nicht die Gedanken, mit welchen er einst die kleine
Mélie oder die Brun verlassen hatte, die Gewißheit eines
Besizes, den Eindruck eines selbstverständlichen Rechtes
und einen oft empfundenen Triumph. Er war vielmehr
unsicherer als sonst und unzufrieden mit sich selbst und
der Welt.

Nach einer kleinen Weile Weges fröstelte ihn. Waren
das noch Nachwehen der Krankheit oder — Zeichen des
Alters? Er mußte scharf an seine Jahre denken. Nie war
ihm so deutlich gewesen, daß er nicht mehr jung war.
Aber warum ihn das alles behelligte, das ergrübelte er
nicht.

Blanche und Frau Luise hörten ihn sich entfernen. Sie
aber fanden sich nicht sogleich in die Ungezwungenheit
ihres vorherigen Beisammenseins zurück. Blanche trat
zwar zum Arbeitstisch und machte sich dort zu schaffen
und Frau Luise bückte sich über ihre Näherei, allein sie
sprachen eine Weile nicht, als wären sie einander fremd
geworden. In Blanchés Innerem war es hell, ohne daß
sie wußte, weshalb. Es war ein Ereignis geschehen. Es

war eine Brücke, wo vorher keine gewesen war. Ob der Plan, daß sie zu einem Besuch ins Schloß kommen sollte, sich je verwirklichen würde, daran dachte sie noch nicht. Es war jetzt nur etwas Außerordentliches in ihrem Leben. Es zog ihre Gedanken vom Alltag ab; es verwirrte sie.

Frau Luise ihrerseits sah nüchterner. Ihre kleine, ereignislüsterne Seele flatterte erschreckt. Auch ihr bedeutete der Eintritt des Barons in ihr Haus ein Ereignis, es müßten ja nicht so viel Abenteuer auf seinem Weg gewesen sein. Wenn der Besuch ihr gegolten hätte, so würde sie, so ehrlich sie ihrem Mann anhing, vielleicht Neugier empfunden haben, wie alles sich entwickeln werde. Diese Neugier empfand sie auch jetzt, nur mit nicht ganz der unmittelbaren Teilnahme. Sie hörte schon die Leute von den neuen Wegen, die de la Tour ging, reden, war im Grunde ihres Herzens der Michte sicher, fühlte sich aber weniger behaglich, wenn sie an ihren Mann dachte und daran, was er zu allem sagen werde. Ihre dem Baron gegebene Zusage erschien ihr in einem schiefen Licht, als sie sich vergegenwärtigte, daß sie sie Tissot gegenüber zu vertreten hatte.

Endlich nahm Blanche das Wort: »Ich glaube, man hat dem Baron viel Unrecht getan.«

»Wieso?« fragte Frau Luise.

»Man verlästert ihn.«

»Man sagt ihm auch viel Gutes nach.«

»Man muß zu ihm aufsehen.«

»Wir kennen ihn nicht.«

»Man muß an ihn glauben.«

Merkwürdige Rede, dachte Frau Luise.

Aber in diesem Augenblick hörten sie Pierre Tissot kommen; man kannte ihn an seinem schweren, plumphen Gang. Der Verwalterin drängte das Blut zu Herzen. Blanche war ganz ruhig. Nur — dachte sie kaum an den, der kam.

Tissot trat ein, durchnäßt, wie es der Baron gewesen war. Wo seine beiden schweren Schuhe hintraten, entstanden kleine Lachen. »Ihr hattet Besuch?« fragte er nach kurzem Gruß. Er hatte den Schloßherrn sich noch entfernen sehen.

Frau Luise bestätigte die Tatsache etwas kleinlaut.

»Er suchte wohl mich?« forschte der Verwalter weiter, aber mißtrauisch, schon unwirsch, ohne noch Grund zu haben, es zu sein.

»Er plauderte mit Blanche,« berichtete Frau Luise.

»Er sprach mir vom Vater,« ergänzte diese. »Und von vielen schönen Dingen. Er war gut zu mir.«

»Er hat sie ins Schloß geladen,« sagte Frau Luise; sie hatte Eile, sich die Sache von der Seele zu reden.

»Wobei es bleiben wird,« gab Tissot trocken zurück. Er holte sich aus dem großen Kachelofen seinen Kaffee und machte sich darüber. Sein Ärger dauerte an. Er galt dem

Baron, vor dem er andererseits einen heillosen Respekt hatte. Warum zum Teufel konnte der Fuchs vom Jagen nicht lassen! Er war entschlossen, ihm den Weg zu verlegen.

»In deinen Jahren muß man nicht alles glauben, was einem vorgeredet wird,« sagte er zu Blanche.

Sie antwortete: »Der Vater sagte es anders: Man ist jedem Menschen Vertrauen schuldig.«

»Nicht, wo man weiß, was man weiß,« orakelte Tissot. Er aß und zog die niedere Stirn in Falten. Sie hatte etwas Stierhaftes, wenn das tief hineingewachsene schwarze Haar sich so sträubte.

Blanche achtete nicht auf ihn. Ihr Sinn war noch immer seltsam fröhlich.

6.

Es half Pierre Tissot nicht, daß er der Nichte verbot, sich in der Nähe des Schlosses zu zeigen, und sie aufforderte, de la Tour auszuweichen. Es half nicht, daß er sich im Verkehr mit dem Baron mürrisch zeigte und daß er ernstlich überlegte, ob er nicht sich einen anderen Dienst suchen und mit der Familie wegziehen sollte. Manchmal war er dazu entschlossen, und wieder manchmal, wenn de la Tour, ihm an Kenntnissen und Energie weit überlegen, ihn mit ein paar Worten in die Schuhe stellte, duckte er sich, wurde unsicher und ließ den Dingen ihren Lauf.

Es half ihm nichts. De la Tour suchte sein Haus weiter auf. War Frau Luise auf seiner Seite? Tissot ließ an ihr seinen Zorn aus und gab ihr harte Worte, was er in seinem Leben nie getan. Sie hätte Blanche aus Weges halten sollen, meinte er. Dazu aber hätte sie kaum die Möglichkeit besessen, selbst wenn ihr nicht die eigentliche Lust gefehlt hätte. Blanche ging nicht von selbst hinweg, wenn de la Tour kam. Harmlos, still, mit Selbstverständlichkeit blieb sie zur Stelle. Ihre Augen wurden groß und dunkel, wenn die Tante sie nach Geheiß ihres Mannes einmal warnte, oder dieser selbst, nicht selten mit Heftigkeit, ihr Vorstellungen machte. Sie entgegnete stets nur kurz. »Ich habe noch kein Wort von dem Baron vernommen, das Ihr nicht auch hören dürft,« sagte sie einmal; ein andermal: »Ihr müßt übel von mir denken, daß Ihr solche Furcht um mich habt.«

Frau Luise beruhigte sich bald, hatte vielleicht sogar Bedeutsameres erwartet, als der Verkehr der Nichte mit dem Schloßherrn offenbar gebracht. Aber selbst Tissot fühlte sich entwaffnet und fügte sich in der Art eines lange nachknurrenden Hundes in das Unvermeidliche.

De la Tour suchte auch Blanche Tissot nicht auf, wie er sonst wohl zu St. Martin Besuche gemacht. Noch immer dauerte das Wesen an, das nach seiner Genesung ihn überkommen hatte, das feiertägliche Erkennen aller Lebenswerte. Noch immer begann er den Tag mit einer

tiefen inneren Freude an Pflicht und Arbeit, tat seine Ritze und Gänge in die Felder und hinab in den Garten, beriet mit seinem Sekretär, seinem Verwalter, sprach mit seinen Arbeitern, lehrte heim zu seinen Bildern und Münzen, zu seinen Büchern und Studien und hatte nicht ein einziges Mal Verlangen nach Kurzweil anderer Art, die ihm Dorf oder Hauptstadt geboten. Ganz von selbst freilich und je länger, desto gleichmäßiger ergab es sich, daß er das Zusammensein mit Blanche als zum Tag gehörig anzusehen begann. Vielleicht wurde es unmerklich zur Hauptsache des Tages. Aber es war noch kaum etwas Wesentliches in diesen Begegnungen, nichts Körperliches in seinem Drang nach Blanches Gesellschaft. Wie als Kunstfreund an seinen Gemälden, als Sammler an seinen Seltenheiten, so freute er sich als Mensch, der eine schönheitsfrohe Seele besaß, an dem zarten und merkwürdigen Mädchen, dessengleichen ihm nie begegnet war. Sie erschien ihm heute wie ein Kind, dem er mit einem väterlichen Verantwortlichkeitsgefühl ihr noch fremde Dinge erklärte. Und morgen wunderte er sich, wieviel Lebenserfahrung, Wissen und Weltflugheit von Uranfang in sie gelegt war, deren Leben in einem so engen Kreis und nur in Gesellschaft ihres Vaters sich erfüllt hatte. Immer wieder umschwebte in seinen Augen ihre Erscheinung etwas Unwirkliches; jener erste Eindruck, da er sie im Lichte des hellen Fensters erblickt hatte, blieb. Er ver-

stärkte sich sogar, indem er nicht nur immer wieder ihre kleine, schmale Hand, das Ebenmaß ihres Körpers, das reiche dunkle Haar und die Anmut ihrer Gebärde bewundern mußte, sondern auch eine solche Klarheit und Unschuld der Gesinnung und daneben eine so seltsame Ruhe und Stärke des Willens an ihr fand, daß er unter allen denen, die ihm im langen Lauf seiner Jahre begegnet waren, niemand kannte, den er ihr hätte vergleichen mögen.

Ihr erster Spaziergang, zu dem er sie ohne Umstände geholt und zu dem sie ihn ebenso willig und ohne Zögern begleitet, hatte sie in den dämmerigen Wald von Rouville geführt mit seinen spröden Winternadeln und seinem gilbenden Laub. Sie waren fast schweigend hier herausgeschritten, beide von Natur nicht redselig und beide von dem Ungewöhnlichen erfüllt, das in der Tatsache ihres Beisammenseins war.

»Ich will Sie die Geheimnisse des Landes selbst entdecken lassen,« hatte de la Tour nur einmal unterwegs gesagt.

Nun raschelte ihr Fuß im Falllaub.

»Hören Sie, wie der Wald Sie schweigen heißt, weil er sterben will,« sagte der Baron. Dann sprach er davon, daß in den gelichteten Kronen gleichsam Lüren geöffnet seien für die Stürme, das Totenhaus auszufegen, und für das Licht des Tages, dort einmal hineinzuzünden,

wo sonst Heimlichkeit und Nacht sich breit gemacht. Er zeigte ihr die wundersame Bauart des Waldgiebels, wie er erst in blattloser Nacktheit, gestellt gegen blauen Himmel aus harten, starken Ästen aufgerichtet war und in feinen Zweigen und spinnfadenspitzen Zweiglein nebartig sich nach oben wölbte. Er führte sie auf Hügel, von denen man ferne, herbstreine Berge, rote Kirchtürme und blaue Wasser sah. Er hieß sie auf die Wolken achten, die gleichsam die Schauspieler, die geheimnisvollen Verkünder des Lebens seien, das sie übersegelten. Sie möge nur auf ihre ewig wechselnden Gestalten achten und wie die eine als Wagen, die andere als Kahn einherzögen, jene wie Roß und Reiter eilten und diese wie wilde Wölfe vorüberasteten. — Die Hemmung des Herzschlags, die Blanche beim Antritt des Ganges empfunden, verlor sich völlig, während der viel ältere Mann gelassen und aufrecht neben ihr schritt. Sie fing an, dem Begleiter immer mehr zu vertrauen. Sie spürte mit Staunen, wie überlegen er ihr an Wissen und Erfahrung war. Sie war eitel genug, die Bevorzugung nicht zu übersehen, die darin lag, daß der Schloßherr sich um die Verwandte seines Verwalters kümmerte, und blieb nicht unbeeinflusst von den äußeren Vorzügen ihres Führers. Im Laufe des Gesprächs erkannte sie, wie unbeschränkte Mittel ihm zur Verfügung standen, Leben und Besitz nach seinen Wünschen zu gestalten, und es blieb nicht ohne Eindruck auf sie. Manch-

mal erinnerte sie sich des Übelen, dessen man de la Tour zieh, war aber geneigt, es ihm, dem Berwöhnten, als etwas ihm fast zu Recht Zustehendes zu verzeihen, ja es ihm ein wenig sogar als Vorzug anzurechnen, weil es darzutun schien, daß er sich um das Urtheil der Welt nicht kümmere.

De la Tour seinerseits fuhr fort, mit etwas wie Andacht ihre Gesellschaft zu genießen. Seine neu erwachte Lebensfreude erhielt durch sie gleichsam die Weihe, indem er, während er ihr von allem sprach, was ihm am Leben noch Gewinn und Reichthum dünkte, zugleich sich selbst allem Niedrigen entrückt und ihrer reinen Kindlichkeit sich nicht unwert fühlte. Er empfand sie, die jung, zart, arglos neben ihm ging, als eine kleine Heilige. Die Gläubigkeit, mit welcher sie seinen Worten lauschte, die Achtung, die sie sichtlich vor seinem Wissen empfand, rührten ihn und gaben ihm den Wunsch ein, sie nicht zu enttäuschen. Er gestand sich mit schärferer Aufrichtigkeit gegen sich selbst, daß er es als einen besonderen Glücksfall ansehen müsse, wenn Jugend noch Gefallen an seiner Gesellschaft fände. Nur ganz selten, etwa, wenn ihr Arm einmal zufällig den seinen streifte oder ihr Blick in seinem haftete, kehrte jenes Gefühl der Neugier und der Siegesvorahnung ihm zurück, das er im Verkehr mit Frauen so oft empfunden. Nur ganz selten klopfte sein Herz rascher und lockte es ihn, seine Hand auf die ihre zu legen oder hielt

er sein Auge ins ihre gesenkt, bis sie es niederschlug. Und eine solche Wallung verging sogleich und wandelte sich wieder zum friedlichen Genuß ihrer klaren, unschuldsvollen Nähe. Er zögerte immer noch, sie ins Schloß zu führen. Vielleicht wurde er sich des Wunsches, mit ihr noch vertrauter zusammen zu sein, nicht bewußt. Tissot, der Unschlüssige, Schwankende, hatte noch die Möglichkeit, zu erklären, die sonderbare Freundschaft der beiden möge noch hingehen. Wenn der Herr das Böglein in seinen Bauer locken wolle, dann werde es für ihn selbst Zeit werden, dazwischen zu fahren. —

Der Winter kam. De la Tour reiste nicht ab, obwohl seine Gesundheit ihm längst die Rückkehr in die Hauptstadt gestattet haben würde und trotzdem Briefe seines Sohnes und seiner Freunde ihm immer dringlicher zu wissen taten, daß man sich dort über sein langes Fernbleiben wunderte. Er dachte nicht an Wechsel. Er überließ sich dem Frieden seines jetzigen Lebens. Den Verkehr mit Blanche konnte er nicht entbehren. Er erwachte mit dem Gedanken an sie und nahm zur Nacht ihr Bild mit sich in den Schlaf. Und immer noch war etwas Traumhaftes an diesem Verkehr. Ihre arglose Kindlichkeit hatte gleichsam einen Zaun um sie gezogen.

Eines kalten, hellen Morgens holte er sie wieder ab. Es war etwas Schnee gefallen, haftete an allen Ästen, hing sich an ihre Schuhe und war weiß und lustig wie

Glaum. Der Himmel hatte keine Wolken. Es kam Sonne, aber der Schnee schmolz nicht. Es wurde kälter.

Frau Luise hatte die beiden mit eifriger Freundlichkeit entlassen. Ihre kleinen Bedenken waren geschwunden. Die Tatsache, daß man im Dorf schon von Blanchés Freundschaft redete, behielt das einzige Ergebnis, daß Frau Luise sich geschmeichelt fühlte, weil es diesmal ihr Haus war, von dem Brücken zum Schloß gingen.

Der Verwalter war abwesend.

»Welch ein Morgen!« sagte Blanche, während der Frostwind ihr Gesicht rötete und ihm eine Frische gab, die es sonst nicht besaß. Sie trug zum erstenmal den dunklen Pelz, den de la Tour ihr geschenkt.

»Ist er nicht schön?« fragte sie ihn dann mit leuchtenden Augen.

Er war neu von ihr bewegt. Durch das Pelzwerk verändert, erschien sie ihm noch anmutiger als sonst.

Sie schritten eine Allee entlang. Der Weg war nicht breit. Büsche und Bäume hielten ihre silberweiß umwobenen Äste über sie. Zuweilen, von der Sonne gelöst, fiel eine Flocke vor ihre Füße und hing sich ein Schneestern an Blanchés Kleid.

»Es wird vielleicht zu kalt, über Land zu gehen,« sagte de la Tour plötzlich. Er hatte keinerlei Plan. Aber als er mit jähem Einfall hinzufügte: »Ich könnte Sie nun ein-

mal zu meinen Bildern führen,« legte sich ihm etwas vor den Atem.

»Ich komme gern,« sagte Blanche einfach. Sie hatte gewußt, daß der Besuch vor ihr lag, sich eigentlich schon leise gewundert, daß de la Tour die frühere Einladung nicht wiederholt hatte. Sie freute sich auf die Schätze, die sie sehen sollte. Sie war stolz und glücklich. Zweifel und Bedenken hatten nicht mehr Raum in ihr.

Unwillkürlich — vielleicht machte es die Nähe ihres Ziels — schritten sie vertrauter als bisher Seite an Seite und wurden sie gleichzeitig schärfer inne, daß sie angefangen hatten, eine Gewohnheit aus dem Zusammensein zu machen.

Der Baron sagte: »Wir sind unversehens Kameraden geworden, Blancheflur.«

Sie lächelte. Sie hatte es nicht leicht, sich auszusprechen. Aber sie sagte: »Es ist schön für mich; denn ich hatte sonst niemand. Die Verwandten ausgenommen, natürlich,« verbesserte sie sich, im Bestreben, gerecht zu sein.

»Die Familie genügt einem nicht,« sagte der Baron.

Dann fühlte er plötzlich eine Pflicht, ihr Rechenschaft zu geben. »Nicht das Naturgemäße, das aus Recht der Verwandtschaft einem Zustehende kann einen voll befriedigen. Die Freude, das Unerwartete und darum Köstliche kommt uns immer von denen, die der Zufall unseren Weg kreuzen läßt.«

Blanche lauschte ihm und dachte, daß er wohl recht haben möge. Aber ein leiser Zweifel regte sich. »Eigentlich,« sagte sie, »ist es merkwürdig, daß Sie sich Zeit nehmen, sich um ein junges, dummes Ding wie mich zu kümmern.«

Ihre Worte schufen ihm Unbehagen. Er war ungewiß, ob er Lob verdiente. Aber er verteidigte sich vor ihr und sich selbst. »Je älter wir werden, um so mehr gilt uns der, der noch besitzt, was wir verloren haben. Wir suchen unbewußt immer wieder die eigene Jugend in derjenigen der anderen.«

Er schob seinen Arm durch den ihren. Er fühlte sich gerechtfertigt und dachte sich wieder in die Rolle des väterlichen Betreuers hinein.

Blanche überließ sich ihm willig und war ihm gut. Das Heimweh nach dem Vater hatte oft ihr Gemüt noch leise beschattet. Jetzt dachte sie, daß die Welt sehr schön sei.

Sie wußten beide nicht, wie sie den Weg zurückgelegt und den Schloßhof erreicht hatten.

Ein Knecht und eine Magd standen hier beisammen. Der Bursche räusperte sich, als er de la Tour und seine Begleiterin erblickte, und stieß der Magd anzüglich den Ellbogen in die Seite. Dann verschwanden sie im Bedienten Hause.

Dame Marthe begegnete den beiden Ankömmlingen auf der Treppe. Sie wußte um de la Tours neue Freund-

schaft. Doktor Abry sprach ihr alle Tage davon, und daß seine Theorie nun doch gesiegt habe. Sie aber war sich noch nicht klar, was sie denken sollte. Ihre Treue freute sich an de la Tours Genesung. Dann empfand sie ein leises Mitleid mit Blanche. Und dann schien ihr, als sei etwas Neues in des Barons Leben, etwas Merkwürdiges, und sie fühlte etwas wie Liebe und dann wieder wie scheue Achtung, während sie Blanche ansah. — Sie knickte vor de la Tour und gab Blanche die Hand.

Der Baron hieß sie Tee bereiten. Er sagte nicht, was er mit seinem Gast vorhabe. Er wußte, daß jetzt Aufsehen im Schloß entstand, daß sie auch im Dorf wieder die witternden Nasen heben würden, aber sein Rücken wurde steif und er setzte die Lippen schmal und scharf zusammen.

Im Flur vor den Wohnräumen nahm der Diener Blanche ihren Mantel ab und hielt mit einem Gesicht, das jeden Gedanken verbarg und das Denken zu leugnen schien, eine Tür für sie offen.

Blanche war nicht bang, nicht befangen. Ein wenig fremd wohl kam sie sich vor, aber die Freude hielt an, und sie überschritt leicht die Schwelle, als de la Tour mit einer Handbewegung sie zum Eintritt aufforderte.

»Ich führe Sie,« sagte er. »Sie müssen wissen, wie ich haufe und wo Sie hoffentlich oft mir Gesellschaft leisten sollen. Später werden wir meine Bilder ansehen.«

Er schritt ihr voran. Sie sah hohe Zimmer von gediegener Pracht, alte Möbel, Teppiche, kostbares Tafelwerk, edle Beschläge. Hier gaben gemalte Scheiben ein dämmeriges Licht, dort gewährten helle Fenster Ausblick auf das Thal. Zuweilen trat de la Tour neben sie, ergriff ihren Arm, sie vor irgendeinem Möbelstück festhaltend oder ihr die Aussicht eines Fensters erklärend. Es war ihm nun doch, als habe sie ihm durch ihren Eintritt in sein Haus ein Recht auf sie gegeben. Seine Art wurde freier.

Aber sie blieb dieselbe, arglos und unberührt.

Er wagte nicht, jene kleinen Künste zu üben, mittels deren er sich bei anderen eingeschmeichelt und die ihm jetzt nahe lagen.

Dann zeigte er ihr die Gemälde. Sie kamen langsam vorwärts. Jener edle Teil seines Selbst gewann das Übergewicht, das ihn zum Sammler, zum Freund aller Kunst und zum begeisterten Erkenner ihres Wesens gemacht hatte. Für Augenblicke vergaß er sogar wieder, wen er neben sich hatte. Er erklärte ihr die einzelnen Bilder, machte sie auf ihre geheimen Schönheiten aufmerksam, verweilte bei einer zeichnerischen Einzelheit, einer Lichtwirkung, dem Glanz einer Farbe. Er kannte die Geschichte des einzelnen Gemäldes wie die seines Schöpfers und er kam vom Werk auf den Künstler, vom Bild auf das Leben. Er sprach leise, in jeder Faser erfüllt und ergriffen von dem, was er zu schildern versuchte. Es hatte ihm in seinem Leben

viele Feierstunden gegeben und mit einem Empfinden der Feierlichkeit gab er davon Zeugnis. Allmählich gewahrte er, wie sehr sie an seinen Worten Anteil nahm. Er sah ihre Augen groß und gläubig auf sich gerichtet. Er las Andacht aus ihnen. Da fiel die letzte Begehrlichkeit von ihm ab. Sein Gesicht nahm einen ruhevollen Ausdruck an.

In Blanchés Innerem vertiefte sich in dieser Stunde die Schwärmerei, die sie für den »Helden« der Gegend empfunden. Sie hatte ihn zuweilen schon an die Stelle gestellt, an welcher ihr Vater gestanden hatte. Jetzt fing sie an, an ihn zu glauben, wie sie an den Vater geglaubt. Sie verehrte seine Klugheit. Sie dankte ihm innerlich dafür, daß er sie zu sich erhob.

Ein Gedanke durchzuckte de la Tour: War das nicht doch schon oft gewesen? Er hatte auch andere vor seine Bilder geleitet!

Dann antwortete er sich selbst: Man hatte nicht verweilt. Andere Dinge hatten bald abgelenkt. Es war heute anders.

Im Türrahmen erschien Dame Marthe und meldete, daß der Tee bereit sei.

Sie kamen zur Wirklichkeit zurück.

»Wir sind nicht weit gekommen,« sagte de la Tour. »Sie werden mir Wochen schenken müssen. Wann wir bei den Münzen sein werden und ich gerate ins Erzählen — Sie werden sich langweilen, Blancheflur.«

»Das werde ich nicht,« antwortete sie mit solchem Ernst, daß sein Herz jene frohe, kleine Beklemmung empfand, die es vor manchem Sieg zu überkommen pflegte.

Da ergriff ihn Erregung. Er fing an, sehr glücklich zu sein.

Sie begaben sich zur Treppe hinaus. Und sie stiegen zum Turmzimmer hinauf. Blumen standen in schlanken Vasen. Vor einem dunkelgrünen Strauch hatte eine zarte Marmorfigur, ein zur Quelle sich neigendes nacktes Mädchen, Platz gefunden, und das Weiß des feinen Körpers schimmerte hell aus dem Dunkel des Zimmers. Schwere Möbel trugen Bezüge aus blauem Brokat. An den Fenstern hingen Vorhänge von dem gleichen schweren, kostbaren Stoff. Aber das Licht des Tages drang hell zu den vielen Scheiben herein und kämpfte die Dämmerung nieder.

Blanche mußte sich in einen altertümlichen Stuhl setzen, dessen Lehne ihr nur an den halben Rücken reichte, der aber breite, sich ihr behaglich unterschiebende Armstützen hatte. Wie schön! dachte sie.

De la Tour ließ sich ihr gegenüber nieder.

Dame Marthe stellte ein orientalisches Rundtischchen zwischen sie. Sie füllte die Tassen aus feinem Porzellan mit dem heißen, duftenden Getränk und legte auf zierliche Teller Brotschnitten und Gebäck. Sie tat das alles mit einer geräuschlosen Geschicklichkeit, hatte weiße, gepflegte

Hände, die aus weißeren Stulpen schauten, und wenn Blanche ihr ins Gesicht sah, lächelte sie mit einer stillen Güte.

Blanche fühlte sich daheim. Es war ihr, als walte eine Mutter um sie. Sie fühlte Freundlichkeit, Wärme. Das leise Staunen, die verhehlte Befangenheit, die dahinter waren, ahnte sie nicht.

Der Baron selbst war zerstreut. Vielleicht drang ihm auch eine andere Erinnerung hier in die Seele und lenkte ihn ab. Er sah vor sich nieder auf den Tisch. Erst als Dame Marthe ihm die Tasse bot, erwachte er und sagte zu Blanche: »Hier ist mein Lieblingsplatz. Hier sitze ich viele Stunden des Tages, allein mit mir und doch frei, vom Fenster dort in die weite Welt zu sehen.«

»Es ist schön hier,« sagte Blanche, »aber wo ist es hier nicht schön?«

Dame Marthe machte Miene, das Zimmer zu verlassen.

»Bleib doch,« sagte de la Tour.

Sie staunte. Sie wußte, daß sonst ihre Anwesenheit nicht immer gewünscht wurde. Sie antwortete aber wahrheitsgemäß, sie habe noch in der Küche zu tun.

»Dann komm wieder,« lud der Baron mit leiser Beflissenheit ein. Er wollte nicht mit Blanche allein bleiben. Er wußte nicht warum. Und er fühlte auch, sobald er es gesagt hatte, ein Bedauern, als habe er sich selbst ein Spiel verdorben.

Die Thür fiel hinter Dame Marthe ins Schloß. Es war still. De la Tour atmete schwer. Etwas eilig begann er wieder ein Gespräch: »Diese Frau ist die Treue selbst,« sagte er von der Hinausgegangenen.

»Man gewinnt sie lieb auf den ersten Blick,« gab Blanche zurück.

»Auch andere Menschen,« erwiderte de la Tour. Ein Blick ergänzte das Wort.

Schranken fielen leise.

»Werden Sie wieder zu mir kommen, Blanchefleur?« fragte er.

Sie schlug die Augen zu ihm auf. »Wenn ich darf,« antwortete sie.

»Morgen?« drängte er.

Beide erschrafen und ihr Atem ging rascher.

Blanche antwortete nicht sogleich. Sie saß mit gesenktem Blick.

Da zwang ihn eine Eingebung zu verzweifelter Offenheit. »Sie haben Bedenken,« sagte er. »Ich weiß, daß Sie sie haben müssen. Es wäre seltsam, wenn Sie von mir nicht Übles gehört hätten.«

Sie erinnerte sich alles dessen, was man von ihm gelästert hatte, doch drang es ihr schon nicht mehr tief. Sie hatte schon zu sehr begonnen, an ihn zu glauben. De la Tour fuhr fort: »Ich habe viel Liebe gefunden. Ich weiß nicht, was es war, daß die Frauen mir ihre Gunst gaben.

Ich nahm sie. Ich freute mich daran. Vielleicht schmeichelte es meinem Dünkel. Nun bin ich als ein Verführer verschrien. Ich weiß, daß mein Verwalter, Ihr Onkel, es ungern sieht, daß Sie hier sind. Er bemüht sich kaum, mir seinen Zorn zu verhehlen.»

Blanche schwieg. Sie sah nach dem Fenster. Es verlangte sie nicht hinaus. Ihre Seele war ruhig. Es war ihr, als gehörte sie zu dem, der sprach.

Da fragte er wieder: »Und — dennoch werden Sie wiederkommen?«

Sie nickte.

Er wollte die Hände nach ihr ausstrecken. Allein es hielt ihn noch immer etwas Unbestimmtes zurück.

Sie stand auf, trat an eines der Fenster und lehnte sich mit dem Rücken zur Scheibe an. Das Licht umfloß ihre schlanke, zierliche Gestalt.

»Sie denken schlecht von mir,« sagte de la Tour.

»Ich denke, daß ein Edelmann auch ein Ehrenmann sein muß,« antwortete sie ganz schlicht.

Der Baron blieb auf seinem Stuhl sitzen. Er fühlte sich zurückgewiesen und doch im nächsten Augenblick mit tausend neuen Fäden zu dem Mädchen hingezogen. Er empfand etwas, was er mit Namen nicht hätte bezeichnen können. Keine Frau hatte ihm das noch eingeflößt.

»Sie dürfen ruhig kommen, wann immer Sie kommen,« sagte er dann.

»Ich weiß,« antwortete Blanche. Dabei trat sie dicht an ihn heran und nahm plötzlich seine Hand. »Ich danke Ihnen,« sagte sie. Und auf einmal beugte sie sich nieder und küßte seine Hand.

»Was tun Sie?« fragte er ganz bestürzt. Aber schon sott sein Blut wieder auf.

Sie setzte sich an ihren Platz zurück. Ihr Herz war voll Freude. Sie hätte jetzt keinem mehr geglaubt, der etwas wider de la Tour gesagt hätte. Und dieses große Vertrauen leuchtete ihn auch aus ihren Augen an.

In ihm frohlockte es. Sein Blick antwortete dem ihren.

Aber Dame Marthe kam jetzt zurück. Sie ließ sich bei ihnen nieder.

»So ist es schön,« sagte Blanche. »So ist es wie eine Heimat.«

De la Tour begann zu erzählen. Von der Hauptstadt. Auch seines Sohnes tat er Erwähnung.

Es wurde für alle drei eine merkwürdig friedliche Stunde.

Als Blanche aufbrach, versprach sie am nächsten Tag um dieselbe Zeit zum Tee zu kommen.

»Wir werden die Münzen ansehen,« sagte de la Tour.

Dame Marthe war voll Erwartung. Wie würde dieses Abenteuer enden? Wie alle anderen?

Der Baron und Blanche gaben einander die Hand.

»Dame Marthe wird Sie hinunter begleiten,« sagte er.

Es war ihm, daß er nicht selbst mitgehen solle. Aber er preßte ihre Hand in der seinen und sie gab ihm den Druck zurück. Es zitterte seltsam in ihnen nach, als sie sich getrennt hatten.

7.

An diesem Abend fiel Schnee. Man hörte das sachte und stete Rieseln draußen, das leise Pochen der Flocken an den Scheiben, das Lied, das den, der in der Hut der Stube sitzt, in Behagen und Nachdenken wiegt.

In Gedanken waren sowohl Blanche wie de la Tour.

Blanche Tissot wußte kaum, wie sie vom Schloß nach Hause kam. So tief in Sinnen ging sie. Sie fühlte, daß heute etwas anders geworden war oder doch etwas anders zu werden im Begriff stand. Aber sie gab sich von seiner Tragweite nicht Rechenschaft. Sie stieg in die Niederung zurück, und es fielen einige Zweifel auf sie, als kämen sie mit den ersten Flocken, die sich auf ihre Schultern legten und an ihre Wangen zu schwirren begannen. Diese Flocken, wenn sie ihre Haut berührten, brannten, obgleich sie kalt waren, und hatten etwas ins Innere Fressendes. Ähnlich die Zweifel. De la Tour! Es hatte etwas Neues in seinem Wesen gelegen, etwas, was einem Herzklopfen machte! Das war wohl immer so gekommen, wenn er die Mädchen sich erobert hatte, die kleine Mélie und die Marie Brun und die Georgette! Sie, Blanche, war nur eine weitere

in einer langen Reihe von anderen! War es nicht Zeit, daß sie ein Ende machte? Sie — sie durfte nicht mehr ins Schloß zurück! Aber — sie hatte versprochen, zu kommen. Sie freute sich auf die nächste Wiederkehr! Sie — sie wollte, sie wäre schon wieder dort! Und warum sollte sie nicht gehen? An diesem vielgeschmähten Mann, der selbst zugab, daß er seine Liebe Duzende von Malen verschenkt hatte, war dennoch etwas Liebenswertes, dennoch etwas, das ihn weit über andere erhob. Vielleicht — nein, gewiß, wenn er sah, daß sie nur das Gute, das Hohe in ihm suchte, vielleicht, daß er diesem Raum in sich gab! — Aber — ach — was grübelte sie? Alles lag ja viel einfacher. Sie war ihm gut, dem de la Tour, so gut, daß es sie schmerzen würde, wenn er nichts mehr mit ihr hätte zu tun haben wollen, und daß sie nichts von ihm hoffte und verlangte, als daß er sie um sich litt, solange er am Ort weilte.

Unter solchen Gedanken kam sie heim.

Die Verwandten saßen bei Tisch. Der Onkel sah finster in seinen Teller. Er hatte unterwegs gehört, daß Blanche mit de la Tour nach dem Schloß gegangen sei, und grüßte sie nicht. Sein üppiges Haar schien sich zu sträuben wie bei einem zornigen Hunde und seine niedere Stirn zeigte eine störrische Entschlossenheit. Frau Luise bereitete ihr im Gegensatz dazu einen höchst freundlichen Empfang. Die Neuigkeitslüsternheit schaute ihr aus den

schönen, glänzenden Augen. »Wie war es?« fragte sie. »Es ist wohl richtig, wenn man erzählt, daß das Schloß ein Museum sei?«

»Es ist richtig,« antwortete Blanche. Sie sah den Onkel an. Da sie ihn sehr liebte und achtete, machte ihr seine finstere Miene das Herz schwer. Aber sie erzählte gelassen, wie sie von Dame Marthe empfangen worden, wie sie Tee getrunken und Schönes gesehen und gesprochen hätten.

Selbst Tissot erkannte, daß nichts geschehen war, was seiner Unruhe recht gegeben hätte. Er unterbrach aber Blanche: »Und doch muß es ein Ende haben.«

»Er will seine Stellung kündigen,« erklärte Frau Luise ganz betreten. »Morgen schon,« ergänzte sie.

»Dazu ist nicht Anlaß,« sagte Blanche und sah den Onkel groß und frei an.

Frau Luise wurde redselig: »Wo sollen wir wieder ein Unterkommen finden wie hier? Noch dazu in so schwerer Zeit, wo die Nachfrage nach Arbeit viel größer ist als das Angebot! Und als wäre nicht überall ein Hafen!«

»Es geht um die Ehre,« bemerkte Tissot.

Blanche erschrak. Fort von hier! Sie fühlte, daß etwas sie festhielt. Eine stille Entschlossenheit kam über sie. »Ich weiß meinen Weg, Oheim,« sagte sie. Sie hob den Kopf, daß er ihr fast stolz auf dem schlanken Hals saß. »Ich werde immer verantworten, was ich tue.«

Lissot sah, daß sie des Schutzes gar nicht so bedürftig war, wie er gedacht hatte.

Blanche fuhr fort: »Ich lerne von dem Baron de la Tour. Er weiß viel mehr als wir alle. Und er ist gütig.«

»Gütig, ja!« höhnte Lissot.

Aber Frau Luise verteidigte: »Das ist es ja! Alle rühmen, wie gütig er ist.«

»Alle, von denen er etwas erreichen will,« beharrte Lissot.

Blanche sagte: »Du hast ihn selbst oft gerühmt.«

»Als meinen Gutsherrn, ja,« erwiderte grollend der andere, »als Kenner der Wirtschaft. Das darf mich nicht blind machen gegen das, was er sonst auf dem Kerbholz hat.« Er stand auf und ging aus der Stube. Aber der Zauderer war doch wieder wankend in seinem Entschluß, seine Stellung aufzusagen.

Blanche begab sich nach ihrer Kammer. Sie mußte allein sein. Und als sie es war, sah sie de la Tour vor sich und erlebte jede Einzelheit der vergangenen Stunden noch einmal. Sie hörte den ruhigen Tonfall seiner Stimme, die gewählte Form der Sprache. Sie sah das ruhige Spiel der Hände, die klare Stirn, die Sicherheit jeder Bewegung. Hoch stand er nach Rang und Bildung, dachte sie. Sein Reichthum machte ihn frei, sich jeden Wunsch zu erfüllen. Was Wunder, daß er sich mehr Recht nahm als Menschen von Mittelmaß! Und schon schien es ihr lange,

seit sie ihn gesehen. Schon freute sie sich mit einer unruhigen Freude auf den kommenden Tag. —

In seinem Turmzimmer saß an diesem Abend auch de la Tour und dachte des Geschehenen und Kommenden. Er war nicht zufrieden mit sich selbst. Er schwankte zwischen Triumph und Zweifeln hin und her. Er sah mit einer schmerzlichen Klarheit in die Vergangenheit zurück, erinnerte sich seines Zusammenbruchs, der Mahnung der Jahre und versank in ein träumerisches Wiedererleben jenes Augenblicks, da die kleine Blanche in seinem Krankenzimmer erschienen war. Dann tauchten wieder andere Frauenbilder auf. Aber seine Siege erschienen ihm wertloser als sonst. Arbeit, Pflicht, Wissen erhielten allein Geltung. Und abermals sah er Blanche und dachte, daß die Begegnung mit ihr wie ein schönes Wunder sei.

Aus der Seltsamkeit dieser Stimmung sprangen wie heiße Quellen andere Empfindungen. Das Seelische gab dem Körperlichen Raum. Immer noch einsehend, daß seine Zeit sich neigte, fragte er sich ängstlich, ob er sich nicht täusche, ob er die kleine Tissot denen beizählen möge, die — —. Sein Herz klopfte und frohlockte dann leise. Er wußte seine Aussichten wohl abzuschätzen.

Er begann auf und ab zu schreiten. Wäre der Morgen schon da! dachte auch er.

Er erhaschte mit Eifer die Gelegenheit, noch einmal

Blanches Namen zu nennen, als Marthe ihm sein Nachtessen brachte. »Was hältst du von der Nichte des Verwalters?« fragte er plötzlich.

Sie blickte unter ihrer weißen Haube hervor ihn still an. »Sie ist nicht wie die anderen,« sagte sie.

»Schöner,« meinte er kurz.

»Das ist es nicht,« erwiderte sie.

»Ja, das ist es nicht,« bestätigte er sinnend.

»Die Unschuld schaut ihr aus den Augen,« sagte Dame Marthe.

Er horchte auf. Sollte das eine Mahnung sein?

»Aber auch Kraft,« fuhr Marthe fort. »Sie wird nichts tun, was sie nicht will.«

Der Baron schwieg. So hatte er Blanche erkannt. Er machte sich scheinbar ans Essen. Aber als Dame Marthe gegangen war, legte er sein Besteck wieder hin, stand auf und begann aufs Neue zu wandern.

Das Essen war noch fast unberührt, als Dame Marthe es nach einer Stunde wieder abtragen wollte. Sie sah nach ihm, der jetzt in einem Lehnstuhl am Fenster saß. Sie hatte die Frage, warum er faste, auf den Lippen, aber sie hielt sie zurück. Sie fühlte, was in ihm vorging, und sie hätte ihm mit der Hand mütterlich über die Schulter streichen mögen. Es war wieder etwas wach, was diesen großen, schwachen Kindern, diesen de la Tours ihr Leben lang zu schaffen machte.

Das war es freilich! Aber de la Tour war noch vor keinem Abenteuer so unsicher gewesen. —

Der neue Tag leuchtete blau über der tief verschneiten Landschaft. De la Tour öffnete das Fenster. Kalte, starke Luft strömte ihm entgegen. Versunken, fast wie in die Erde gedückt lag das Dorf unter seinen schneebelasteten Dächern in der Tiefe. Der Baron schaute darüber hinaus. Seine Gedanken tauchten sowenig wie seine Blicke in den winterbegrabenen Ort hinab. Er suchte mit den Augen das Verwalterhaus. Eine kleine Bodenerhöhung verbarg es ihm. Aber es stieg dünner, blauer Rauch auf. Der kam von Frau Luisens Frühstückfeuer. Vielleicht war es Blanche, die das Holz in den Herd geschoben.

Ob sie wohl kam? fragte sich de la Tour. Und er war nicht zuversichtlich. Er begab sich an die Arbeit, schrieb Briefe, sah Rechnungen durch, las Zeitungen, begann hundert Dinge, aber bei allem war er nur mit halbem Geiste. Und die Stunden schlichen dahin wie die Schnecken. Er verlachte sich selbst. Narrheit! Wann würde er je lernen, sich zu bescheiden? Ein solcher Sturm von Unruhe, schien ihm, hatte ihn freilich noch nie erfaßt.

Es wurde Nachmittag. Seine Ungeduld wuchs. Er ging von einem Fenster zum anderen, meinend, bald hier, bald dort den Weg zum Schloß herauf besser übersehen zu können.

Blanche kam nicht.

Schon gab er die Hoffnung auf, schon regte sich Verdruß in ihm und weckte seinen Herrenstolz. Erinnere dich, wer du bist, redete er sich zu, und daß du noch zugreifen kannst, wo du willst. Aber das Bedauern wurde Herr über den Zorn. Am Ende litt es ihn nicht länger. Er mußte ins Freie.

Eben da stieg Blanche langsam dem Schlosse zu.

Er erblickte sie, und ein stoßender Seufzer entfuhr ihm. So beklemmt war ihm der Atem nie gewesen seit der Zeit, da seine Liebe noch jung und nicht in ewigem Wechsel vergeudet war. Dann klingelte er Dame Marthe. Sein Ton war unfrei, als er sie bat, den Tee wieder im Turmzimmer zu richten.

Blanche näherte sich ihrem Ziel. Sie hatte mit ihrem Kommen nicht geeilt. Aber das wollte nicht heißen, daß sie es nicht in Gedanken getan. Sie war Frau Luise in der Haushaltung wie gewohnt an die Hand gegangen. Sie hatte sich auch um den Onkel bemüht, der noch immer verstimmt war. Aber sie hörte kaum, was die redselige Tante ihr den lieben langen Tag erzählte; und daß sie das finstere Gesicht des Oheims nicht aufzuhellen vermochte, das brachte sie nicht von ihrem Entschluß ab. Sie vermochte nicht mehr zu ermessen, wie andere ihr Verhältnis zu de la Tour beurteilen würden, wie anderer Verhältnis zu ihm gewesen war, sie überließ sich dem Empfinden, daß ihr etwas Beglückendes begegnet sei, und wenn je kleine

Hemmungen in ihr aufquellen wollten, so fühlte sie sich bereit, alles auf sich zu nehmen, was etwa wie des Onkels Mißfallen kommen und dazu angetan sein könnte, ihr Glück zu beeinträchtigen. Sie war aber auch in einer einfaltvollen und unbewußten Unschuld ihrer selbst so sicher, daß ihr alle Bedenken gegen das schwanden, was sie tat. So eilte sie zwar auf ihrem Weg nicht, aber ihr Herz ging ihr gleichsam mit dem stillvergnügten Singsang eines Kindes voran und ihre klaren, vor Erwartung leuchtenden Augen suchten manchmal die Fenster des Schlosses, ob ihr Freund nicht zu erblicken sei.

De la Tour ging ihr, vom Übermaß der Befriedigung über ihr Kommen gedrängt und unbekümmert um die Neugier oder Lästerei der Dienerschaft, entgegen und nahm ihre beiden Hände. »Da sind Sie wieder,« sagte er.

Blanche konnte am Zittern seiner Stimme fühlen, wie bewegt er war. Auch sie spürte, wie etwas Mächtiges sich in ihr erhob. Vielleicht wäre sie stußig geworden, wenn ihr Zeit zur Überlegung geblieben wäre. So aber drückte sie nur die ihr gebotenen Hände.

Er führte sie wie ein Vater sein Töchterlein über die Treppe nach den Zimmern. Statt der Münzen, wie er ihr gestern in Aussicht gestellt, begann er ihr weitere Bilder zu zeigen. Es wiederholte sich, was gestern gewesen war. Er fand sogleich Haltung und Ruhe. Keinerlei seinen Jahren wie seiner Würde nicht mehr anstehende Länderei

beeinträchtigte jene. Und wenn zuweilen unwillkürlich sein Blick sich tief und verweilend in den Blanches senkte, so vergaß er doch sein Amt, zu erklären und zu belehren, nicht.

Dann traten sie in das Kabinett, das die Münzsammlung barg. »Ob das Sie auch fesseln wird?« sagte de la Tour zweifelnd, indem er einen der Schränke öffnete und eine Schublade aufzog. Aber er nahm von den goldenen Stücken, die da auf schwarzem Samt lagen, eines, das das Bild eines römischen Kaisers trug. »Und doch, diese kleinen Dinger sind große Erzähler,« fuhr er fort. »Betrachten Sie dieses Stück. Man hat es aus dem Schutt von Pompeji gegraben. Unter einem Fürsten ist die Münze geschlagen, dessen Tage voll Wechsel und Wandel waren, durch unzählige Hände ist sie gegangen, und der sie zuletzt besaß, den begrub mit ihr ein glühender Berg.«

Blanches Wangen wurden von Teilnahme heiß. Ihr war, sie hörte den Vater sprechen. »Wer da einmal hin könnte, wo noch die Vergangenheit redet,« sagte sie.

»Warum sollten Sie das nicht können,« antwortete er ihr, während allerlei Pläne ihn durchzuckten, »das Leben liegt noch weit vor Ihnen.« Dann fuhr er in Erinnerung an eigene Erlebnisse fort: »In jenen Trümmern der Vergangenheit ist die Gegenwart fast zu mächtig. Das Licht eines Himmels, dessen Blau nicht zu beschreiben ist, der geheimnisvolle Rauch, der über dem noch tätigen Krater

schwebt, die Ahnung des nahen Meeres, dieses Bild eines lebendigen Wunders, bewegt einen so tief, daß man Mühe hat, die Gedanken zum Wiederaufbau toter Welten zu zwingen.«

Blanche hing an seinem Mund. Wieder machte seine Art zu sprechen ihr Eindruck.

Plötzlich, einen der jähen Pläne seines Innern festhaltend, sagte er: »Ja, Sie müssen das sehen. Warum sollten wir nicht zusammen einmal reisen.«

Das Wort war gesprochen. Blanche schaute auf. Sie war nicht einmal sehr überrascht. Es kam so natürlich, was der andere da gesagt hatte. Sie waren vertraut, einander nahe. Sie glaubte an seinen Ernst und dachte, daß sie ohne Bedenken mit ihm gehen werde.

Er legte unwillkürlich seinen Arm um ihre Schulter. »Würden Sie mit mir kommen?« fragte er.

Sie schlug die Augen nicht nieder. »Ja,« sagte sie fest.

»Mit mir allein?« fragte er ungläubiger und dringender.

Sie wiederholte ihr Ja mit nachdrücklichem Ernst.

Da engte er seinen Arm ein. Ihr Kopf lag dicht an seiner Brust. »Blancheflur,« flüsterte er.

Aber es geschah nichts weiter.

Er sagte dann: »Wir müssen nach dem Turmzimmer hinauf. Dame Marthe wird uns erwarten.«

Er gab sie aber nicht frei. Dicht an ihn geschmiegt stieg sie treppan, und sie löste ihren Arm und legte ihn um seine

Hüfte. Sie wußte durchaus, was sie tat. Mit vollem Bewußtsein, daß sie nicht die erste war, gab sie sich ihm jetzt zu eigen. Ein Gefühl, zugleich zart und stark, scheu und rein und hingebungsvoll, trieb sie. Sie glaubte an de la Tour, weil sie den starken Glauben an sich selbst hatte und unbewußt des frommen Vertrauens war, es müsse alles gut sein, was man aus vollem, heißem und ganzem Herzen tat.

De la Tour spürte den leichten Druck ihres Armes. Er wußte, daß er auch sie erobert hatte, wie ihm noch keine entgangen war, um die er sich ernstlich bemüht. Vor der Thür zum Turmzimmer nahm er sie an sich und küßte sie.

Sie hob sich auf die Behen und legte die Arme um seinen Hals. Er fühlte, wie ihre Zärtlichkeit wach wurde.

Aber als sie ins Zimmer traten, wo Dame Marthe am Teetisch stand, ging er an Blanchés Seite, als ob nichts geschehen sei. Und dieser Augenblick der Ruhe und des Besinnens genügte, um eine seltsame Kühle ihm über Stirn und Seele zu legen.

Dame Marthe ahnte das Geschehene aber doch. Es mußte kommen! Sie war nicht erstaunt. Und wieder tat ihr Blanche leid. Sie grollte dem Baron und hatte dann doch wieder jenes sonderbare Empfinden, als hänge an diesem Mädchen das Leben des Genesenen und sei einzig aus dem Gefallen an ihr ihm noch einmal Kraft zugeströmt.

Sie verließ das Zimmer, sobald sie die beiden bedient hatte.

De la Tours Gedanken jagten sich: Trank er neuen Wein aus altem Krüge? Aber sein Blick fiel auf Blanche. Sie war schön, jung und — fremd!

Alle Bedenken, alle aus einer Art Übersättigung herührende Ernüchterung ging in einem neuen Jubel unter, der ihn überströmte. Er öffnete seine Arme.

Blanche zögerte und kam langsam näher. Plötzlich warf sie sich ihm an die Brust.

Er setzte sich und zog sie auf seine Knie. Sie sprachen, was Tausende gesprochen haben. Er meinte, es sei schwer zu begreifen, daß sie, die fast noch Kindliche, an ihm, dem Alternden, etwas finde, was ihr liebenswert scheine. Und sie hielt ihm entgegen, es sei vielmehr erstaunlich, daß er, der in der Welt haben könne, was ihm beliebt, an ihr, dem unbedeutenden Mädchen, Freude habe.

Sie vergaßen des Tees. Sie hatten beide den Drang, einander nichts zu verhehlen.

» Vergiffest du nicht, daß man dir viel Schlimmes von mir sagen wird?« begann de la Tour.

» Ich werde nur das sehen, was ist, nicht das, was gewesen ist,« antwortete sie.

» Aber —« er stockte und fuhr dann innerlich gequält weiter — »ich kann — vor dem Gesetz dich nicht zu eigen nehmen.«

»Ich weiß es,« gab sie schlicht zurück.

Da rührte sie ihn in ihrem blinden Vertrauen abermals. Den Kopf auf ihre Hände geneigt, sagte er: »Ich will dich ehren. Ich will trachten, daß du gut von mir denken mußt.«

Er meinte, was er sagte. Er hatte es vielleicht nie ehrlicher gemeint.

Er begann sie zu bedienen. Die schlanken Finger übten sichtlich ein langgewohntes und ihnen wohl anstehendes Amt. Die Traulichkeit von gestern kehrte zurück. Es war Blanche, als gehöre sie schon lange hierher und zu ihm.

Einmal, während sie den Tee schlürften, sagte er: »Du sollst viel Freude haben.«

Nach einer Weile schritt er an einen Schrank hinüber und öffnete ein Schubfach. Ein Ring funkelte. Er hatte ihn einst für eine andere gekauft, ihn nicht verschenkt, weil die Liebe schon in die Brüche gegangen war, ehe das nächste Wiedersehen kam. Seither hatte er immer gezögert, ihn weiterzugeben, vielleicht im unbestimmten Gefühl, daß er kein Zeichen der Dauer sei. Jetzt steckte er ihn an Blanches Finger. Er war sehr kostbar.

Sie besaß genug weibliche Eitelkeit, um über die Gabe zu jubeln. Seine Güte riß vielleicht die letzte Schranke ein, die sie von de la Tour trennte.

»Nun wirst du alle Tage kommen,« sagte er.

»So oft ich kann,« antwortete sie.

Und wieder nahm er sie in die Arme und löste diese nicht, als Frau Marthe an die Thür klopfte und wissen wollte, ob er noch etwas bedürfe. Er streckte ihr die Hand hin. »Du sollst gut sein gegen die kleine Blancheflur, alte Dame,« sagte er.

Sie errötete über ihr ganzes, feines Gesicht. Die Erinnerung an die vielen Geschichten, von denen das Schloß erzählen konnte, tauchte in ihr auf. Aber sie sagte: »Gewiß, Herr.«

Und sie liebte Blanche wie eine junge Schwester, vor der sie einen schweren Weg wußte.

8.

Das Gerede über des Barons neuestes Abenteuer war auf seinem Höhepunkt. Doktor Abry, der noch zuweilen, der Überlieferung wegen, zum Kartenspiel ins Schloß kam, wenn de la Tour ihn auch häufig abbestellte, war bei diesen Besuchen Blanche längst begegnet. Sie mußte mit einer Handarbeit neben ihnen sitzen, wenn die Herren spielten; denn de la Tour ließ sie nicht mehr von seiner Seite.

Abry triumphierte. Er pflegte ein Auge zwinkernd einzufneifen und zu versichern, der Baron sei völlig verzüngt durch ein Mittel, das er selbst in einem höchst kritischen Augenblick als das einzig mögliche und letzte erkannt, ein Mittel von weit mehr psychologischem als

medizinischem Wert, was beweise, daß ein Arzt ebenso seelen- wie arzneifundig sein müsse. Solchermaßen äußerte er sich etwa zu Dame Marthe, gab aber dieser seiner Meinung auch am Honoratiorentisch des Dorfwirtshauses Ausdruck. Man stimmte ihm dort zu, während Dame Marthe schweigsam blieb und ihre eigene Ansicht in Sachen zu haben schien.

Die Dörfler regten sich im Grunde wenig auf über etwas, was nur eine Wiederholung von Ofterlebtem bedeutete. Sie hatten von der kleinen Blanche Tiffot nicht viel gesehen. So meinten die einen, es sei schwer zu begreifen, daß der Schloßherr sich zu einer Unbedeutendheit wie der blutjungen Nichte seines Verwalters herablasse, während andere sagten, er habe sich diesmal etwas besonders Anmutvolles und Seltenes ausgesucht. Einige wußten zu berichten, daß Pierre Tiffot von Haß gegen den Verführer seiner Verwandten erfüllt und es nicht ausgeschlossen sei, daß eines Tages Lärm und Aufsehen aus der Sache entstehen könne. Sie sagten dem grundbraven Mann mit Recht einen starken Sinn für blanke Tugend wie eine herbe Schwerblütigkeit nach, die beide mit der Angelegenheit der kleinen Blanche lange nicht würden ins Reine kommen können.

Pierre Tiffot hatte in der That immer noch versucht, durch allerlei Mittel der Güte wie der Strenge, Blanche von ihren Besuchen auf dem Schlosse abzuhalten, allein

seinem Zorn stand nicht dieselbe Ausdauer zur Seite. Die beschwichtigenden Worte seiner Frau, ihre immer wiederkehrende Mahnung, das glänzende Auskommen, das seine jetzige Stellung ihm bot, nicht aufs Spiel zu setzen, entwaffneten ihn indessen viel weniger als eine seltsam überlegene Beharrlichkeit seiner Nichte selbst. »Schelte mich nicht, Oheim!« wiederholte sie. »Ich weiß, was ich tue, und bin bereit, jede Folge zu tragen. Du kannst mich zwingen, dir gehorsam zu sein, aber da ich nicht mehr ohne den zu leben vermöchte, der mich zu sich genommen hat, so würdest du mich nicht, wie du meintest, retten, sondern verderben und hättest damit nichts gewonnen.« Eine fast wundersame Stärke des Willens klang aus diesen klaren Worten. Der unbeholfene, im Augenblick des Entschlusses stets schwankende Mann neigte den störrischen Kopf und fügte sich endlich mit einer dumpfen Verbissenheit in das Unvermeidliche.

Eine Kammer gab es im Dorf, wo die Angelegenheit der Blanche Tissot immer und immer wieder überdacht wurde und nicht zur Ruhe kommen konnte, obwohl die Bewohnerin dieses Stübchens sich vor den Leuten lachend den Anschein gab, sie habe sich leicht in den Zwang gefunden, in der Gunst des Barons durch eine andere abgelöst zu sein. Georgette Meunier, die Schulmeisters-tochter, liebte de la Tour mehr als irgend jemand ahnte. Sie hatte ihn zudem in einem Augenblick verloren, da

diese Liebe durch die Freude über seine Wiederkehr nach langer Abwesenheit zur Leidenschaft gesteigert war. Es hatte ihr genug zu schaffen gemacht, daß sie bei zweimaligem Besuch an seinem Krankenbett mit seltsamer Kälte behandelt worden war. Die Tatsache, daß der Wiedergenesene sie völlig aus dem Gedächtnis verloren zu haben schien und sich einer anderen zugewendet hatte, wollte und wollte ihr nicht eingehen.

Der Tag der Georgette Meunier war kein Kinderspiel. Sie war die erste im Hause, was viel heißen wollte, da ihr verwitweter Vater, der Schulmeister, im Sommer die Dorfjugend schon um sieben Uhr in seine Lernmühle trieb und schon um sechs sein Frühstück haben wollte. Frisch, groß, die weichen Glieder von gesunden Säften durchströmt, trat sie in aller Herrgottsfrühe an den Brunnen, der neben dem Hause lief, und ließ den kalten Strahl seines Wassers sich über den weißen Nacken und die runden Arme rinnen. Sie trocknete ohne Zimperlichkeit mit dem Hemd aus rauhem Linnen das schöne Gesicht, den Hals, die vollen Brüste, dann ging sie ans Werk mit Herdfeuern und Kochen, mit Scheuern, Stauben, Waschen und Bügeln, wie es Hausfrauenpflicht war. Aber sie besorgte auch den Garten allein und gab es im Dorf oder gar vom größeren Nachbarort Kohle, Holz oder Dünger im Handwagen herzuschaffen, so spannte sie eben sich selber ein. Das Merkwürdige aber war, daß am Feiertag niemand

ihr die Werktagsmühsal ansah. Sie war die Sauberkeit selbst, ja sie wußte sich — der Umgang mit de la Tour und die Wissenschaft, die sie aus Büchern des Vaters geschöpft, waren nicht ohne Wirkung geblieben — stets zierlich zu kleiden und zu schmücken. Jetzt freilich vernachlässigte sie sich. Sonntag und Feierabend, das war für sie jetzt harte Zeit, die Abendstunde besonders, die mit ihrem schwindenden Licht allen Leidenden eine Not ist. Sie saß tief in die Nacht hinein halb ausgezogen auf ihrem Bett. Vor dem Fenster blühten die Sterne aus dem blauschwarzen, abgründigen Himmel auf. Vielleicht spann irgendwo der Mond. Ferne Winde rauschten. Ein ausbrechendes Hundebellen ließ erkennen, wie groß die Stille war, Georgette aber hatte niemand mehr um sich, mit dem sie lachen und scherzen oder streiten oder wie mit dem Vater von kleinen Tagesereignissen reden konnte. Sie hatte keine Arbeit mehr, die alle Kraft des Körpers in Anspruch nahm, wenn man sich mit dem Eifer des Zornes daran machte. Dafür kam nun das Heimweh, das sie mit Gewalt zurückgedämmt hatte. Die Verzweiflung kam, die sie niemand klagen konnte. Georgette Meunier war eitel und ehrgeizig. Sie hatte davon geträumt, daß der Baron sie eines Tages nach der Hauptstadt mitnehmen, daß er ihr Schmuß und schöne Kleider schenken, daß er sie zur Dame machen werde. Seine bisherigen Geschenke durfte sie jetzt nicht ansehen, das Herz brannte ihr zu sehr dabei. Aber mehr

als getäuschte Eitelkeit, als unbefriedigter Ehrgeiz machte ihr die Liebe selbst zu schaffen. Dem de la Tour war sie aufgegangen, ihm hatte Georgette sich restlos und mit der Glut eines von der Mutter ererbten feuerlohenden Temperamentes zu eigen gegeben. Ihn entbehrten alle Sinne und nach ihm schrie ihre Seele wie ihr Körper. Die blühenden Sterne, der einsame Mond oder, wenn sie kamen, die weißen, wandelnden Wolken konnten das gepeinigste Mädchen sehen, wie es sich über sein Kissen warf und schluchzte, wie es mit beiden Händen den Flaumball wider die heiße Brust preßte und in einer hemmungslosen Verzweiflung sich vergegenwärtigte, was jetzt, zu dieser Stunde, im Schloß geschehen möge, wo sie sonst ein Recht gehabt. So scharf und machtvoll war die Wucht ihres Sinnens, daß de la Tour oft plötzlich und aus geheimnisvoller Gewalt der seelischen Beziehungen an sie gemahnt wurde und, der nie undankbar gewesen, sich vornahm, für sie ein Besonderes zu tun, wie er das noch bei jeder gehalten.

Es war auch ein erster Beweis, wie er sich seiner Verpflichtungen nicht entziehen wollte, daß er dem Schulmeister Meunier in diesen Tagen das Haus zu eigen überschreiben ließ, in dem dieser bisher zur Miete gewohnt.

Aber das Bild der Georgette haftete nicht mehr in de la Tours Innern. Es ging durch seine Erinnerungen. Sein Blut wallte einmal auf, er griff sich vielleicht an

die Stirn, als müßte er etwas halb Vergessenes mühsam sich zurückrufen, allein er war ein anderer geworden. Es war, als sei alles, was am Bau dieses Menschen Grundwerk, Quader und Stütze war, plötzlich gefestigt worden. Wie er bei seiner unvermuteten Rückkehr ins Leben die Wunder des Alltags neu entdeckt hatte, so zeitigte jetzt eine Art Staunen über das, was der Zufall ihm in Blanche, der Unschuldvollen und Seltsamen zugeführt hatte, in ihm einen Ernst des Willens, der ihm nicht zu allen Zeiten eigen gewesen war. Er erfüllte seine Obliegenheiten als Gutsherr. Seine Freude an der Bewirtschaftung und seinen persönlichen Erfolgen darin war größer als je. Er nahm aber auch wissenschaftliche Arbeit, Studien historischer und archäologischer Art, die er in Verbindung mit seinen Sammlungen getrieben, wieder auf. Es geschah in diesen Tagen, daß er eine Schrift in Druck gab über Münzenfunde bei altrömischen Ausgrabungen. Sie erregte das Aufsehen der Gelehrten und trug ihm später eine hohe Auszeichnung seitens der hauptstädtischen Universität ein.

Pierre Tissot, der Verwalter, wurde von de la Tour so in Anspruch genommen, daß er gar nicht dazu kam, sich auf sein Menschen- und Verwandtentum zu besinnen und dem Baron als Privatmann zu grollen, während er ihn als Gutsherrn bewundern mußte. In aller Frühe erschien der Baron schon zu Pferde auf den Feldern. Die

Arbeiter und Tagelöhner kannten ihn bald besser als den Verwalter, und es wollte Tissot manchmal scheinen, er selbst sei im Begriff überflüssig zu werden. Wenn ein Knecht den Dungwagen oder die Egge ungeschickt leitete, so sprang wohl der Baron selbst von seinem Tier und führte die Pferde. Die Dienstleute rissen die Mäuler auf; denn der da Hand anlegte, war kein Alternder, sondern ein auf der Höhe seiner Kraft stehender Mensch, von schlankem, sehnigem Gliederbau und eigentümlich leuchtendem, wie von innen befeuertem Blick. Er zeigte sich nicht etwa barsch oder hochtrabend, sondern von munterem, gewinnendem Wesen, freigebig, bald hier, bald dort ein reichliches Trinkgeld oder, wo es not tat, ein Almosen austeilend. — Seine ganze Unternehmungslust erwachte. Er ließ weitab vom Schloß am Waldrand große Zuchtställe einrichten. Die Gebäulichkeiten wurden den neuesten Erfahrungen gemäß, ohne Rücksicht auf Kosten, aber von höchster Zweckmäßigkeit aufgeführt. De la Tour sprach die Pläne mit Tissot durch und legte ihm dabei eigene, haargenaue Berechnungen vor. Kleinlaut, sich duckend vor der Überlegenheit des anderen, wenn auch ohne jedes freundliche Wort, hörte ihm der Verwalter zu.

Das Verhältnis der beiden Männer zueinander war ein eigentümliches. Sie sprachen nichts miteinander, was nicht von ihren Geschäften handelte. Jeder von ihnen

wußte, daß etwas zwischen ihnen lag, was ihnen wichtiger war. Während aber Tiffot den Namen Blanchés nicht nannte, weil er den Mut zu freier Aussprache nicht fand oder sich aus seiner Dumpsheit nicht zu lösen vermochte, erwähnte der Baron die Angelegenheit nicht, weil er noch in den Vorurteilen eines absoluten Herrentums befangen war und sich nicht verpflichtet fühlte, dem Untergebenen gegenüber Erklärungen oder gar Entschuldigungen anzubringen. Er war sich auch eines Fehls in bezug auf Blanche nicht bewußt. Es hatte keiner Künste bedurft. Aus freien Stücken hatte Blanche Tiffot ihr Herz ihm zugewendet. Die Schenkung des Schicksals erschien ihm köstlicher mit jedem Tag.

Noch genügte es ihm, daß alle Tage um dieselbe Nachmittagsstunde die Geliebte ins Schloß kam, einige Stunden bei ihm blieb, sich von ihm belehren, vorlesen, bewundern ließ und sich zärtlich an ihm emporrannte. Noch nahm er sie mit auf seinen Gängen und Fahrten. Er lehrte sie reiten, und sie begleitete ihn auf das Wachsland hinaus.

Die Neugier und Lästerversucht des Volkes hatte ihn nie gehemmt, sie tat es auch jetzt nicht.

Blanche glitt in all das hinein, ohne eigentliches Besinnen, durch kein unzartes Wort oder irgendeine Unritterlichkeit erschreckt. Jeder Tag fügte vielmehr zu dem schönen und harmonischen Bilde, das sie sich von de la

Tour machte, eine neue Anziehung. Er ließ sie an dem Theil haben, was er arbeitete, als er bemerkte, daß sie wissensbegierig ihm zu folgen suchte. Und als er begann, ihr aus den Werken großer Dichter vorzulesen, erkannte sie nicht nur seine Fähigkeit, sich in diese Werke einzufühlen, sondern mußte bald auch seine große Vortragsgabe bewundern. Sie wurde wohl inne, wie Verwalter und Untergebene einhellig seine Sachkundigkeit als Leiter der Gutswirtschaft anerkannten, und sie gewahrte auch stau- nend das fast Jugendliche, Kraftvolle, das er bei seinen Ritten und körperlicher Betätigung bewies. Ihre Zu- neigung hatte also täglich neue Nahrung, zu wachsen. Seine Güte gegen sie, Aufmerksamkeiten kleiner und großer Art förderten jene weiter. Sie wuchs und wuchs, bis sie ihr ganzes Wesen zu durchglimmen begann.

Immer kehrte sie indessen am Abend nach Hause zurück. Zuweilen, während der Frühling den Winter ablöste, brachte der Baron sie selbst bis an die Verwalterwohnung. Letztlich übte er dieses Amt alltäglich aus, den Arm um ihre Hüfte legend, so daß sie in seinem starken Schutze ging.

Eines schon sommerwarmen Frühlingsabends, als Blanche im Turmzimmer mit de la Tour den Tee ge- nommen, gleich einer Hausfrau ihn selber kredenzend, und Dame Marthe, die mit am Tisch saß, zur unfrei- willigen Muße verurteilend, führte der Baron sie nach einem Flügel des Schlosses, wo er im Winter sich selten

hinbegab und wo die Gesellschaftsräume lagen. Hier befand sich ein großes Musikzimmer mit einem kostbaren Flügel, Notenständern und Notenkästen, behaglichen Lehnstühlen, Konsolen und Spiegeln. Möbel, Vorhänge und Tapete waren in dunklen Tönen gehalten. Aber herrlich drang durch die großen, geöffneten Fenster die erwachende Pracht der Maiennacht. Ein leiser Wind bewegte die Vorhänge und trug den Duft von Blüten herein. Die Stille draußen hatte etwas Geheimnisvolles. Kleine Schatten huschten vorüber, Vögel, die sich suchten und verfolgten und zuweilen ein leises Locken hören ließen. Eine Nachtigall begann zu schlagen.

De la Tour war mit Blanche zugleich eingetreten. »Ich mache kein Licht,« sagte er. »Wer die Nacht hören will, darf sie nicht stören.«

Er führte das Mädchen zu einem Stuhl. Sie spürte seine Hand wie oft väterlich lieblosend auf ihrem Scheitel, ihrer Schulter. Dann trat er von ihr hinweg und setzte sich an den Flügel. Leise begann er zu spielen. Es war, als gehörten die Töne zu den Stimmen der Nacht, eine Weise von Chopin, schwermütig, voll Heimlichkeiten, wie sie durch die Natur draußen webten.

Blanche lehnte sich in ihren Sessel zurück, ihre Glieder lösten sich in Lässigkeit und ihre Seele schwelgte in einem tiefen Wohlgefühl. Die Töne fielen weich und voll Wohlklang in die Stille. Sie hätte sich einreden können, es um-

klängen sie Glocken. Sie aber gab das Verdienst an dem Zauber, der sie einspann, nicht der Stimmung der heiligen Stunde, sondern dem Mann am Flügel, um den ihre gläubige Seele immer mehr den Schimmer eines vor anderen Erwählten wob. Tränen traten ihr in die Augen. Sie hätte hingehen und die Hand küssen mögen, die über die Tasten glitt.

Das Spiel verklang. De la Tour lauschte auf das Ersterben der Töne. Auch ihm war feierlich zumut.

»Liebst du Musik?« fragte er dann, ohne sich vom Platz zu rühren und mit gedämpfter Stimme.

Sie bejahte leise.

Dann war es wieder ganz still. Die Stimmen der Nacht bekamen neue Geltung.

Und wieder sprach de la Tour: »Wir leben wie im Traum, kleine Blancheflur.«

Sie antwortete nicht, sondern neigte nur in sich hinein nickend den Kopf.

»Wirst du mich je wieder verlassen?« fragte er.

Sie erschrak. Sie hatte nie einen Gedanken gehabt, daß das, was jetzt war, je wieder enden könnte. Sie hob sich fast hastig ein wenig im Stuhl und sagte mit Hektigkeit: »Nie!«

Er streckte eine Hand nach ihr aus. Vielleicht sah sie die Bewegung. Sie glitt zu ihm hinüber. Sie kniete zu seinen Füßen nieder und legte Hände und Kopf auf seine Knie.

Er berührte ihren dunklen Scheitel. » So liebst du mich ? « fragte er.

Sie nickte stumm.

Eine schmerzliche Selbsterkenntnis stach ihn. Sie hatte ihn oft in dem Augenblick ergriffen, da er eine Frau gewonnen und die fast beängstigende Stärke ihrer Liebe erkannt hatte, während er fühlte, daß der seinen Eitelkeit anhaftete, eine Art Ehrgeiz des Eroberers, der leise erlahmte, wenn der Sieg errungen war. Er fühlte sich unwürdig. Aber diese Regung ging vorbei. Die stolze Freude kehrte zurück und vielleicht etwas anderes, den heißen Sinnen Entstammendes. Er empfand die fremde Gewalt der Hingebung, die sie erfüllte, und ahnte, daß sie bereit war, ihm das Außerste und Letzte zu sein und zu geben. Er hob sie auf. Sie saßen eng verschlungen. Er flüsterte ihr zu, daß die Stunden lang seien von einer Wiederkehr zur anderen. Und wenn sie es nicht gedacht oder des Gedankens bisher nicht inne geworden, so stimmte sie ihm doch jetzt zu.

Es wurde spät. Zuweilen sahen sie über dem Fenster die Sterne. Sie hatten ein weißes Feuer, als wären sie Funken flüssigen Erzes. Rings um sie war der Himmel dunkel und sammetweich.

Noch immer war der Duft der Syringen im Winde.

Wann de la Tour gebeten hatte, Blanche möchte nicht heimgehen, wußten sie nicht mehr. Sie blieb im Schloß.

Sie wurde nicht gesucht noch gerufen. Die Tissots hatten gewußt, daß es kommen würde.

Frau Luise war an diesem Abend erregt. Sie hätte gern jemand gehabt, mit dem sie hätte sprechen und dem sie hätte sagen können wie eigentümlich es sei, daß niemand dem de la Tour widerstehe. Er hatte etwas Heldisches für sie. Der Verwalter trank an diesem Abend mehr Wein als gewöhnlich. Er bekam einen roten Kopf. »Schande,« murmelte er ein paarmal vor sich hin. Aber er sprach nicht mit Frau Luise. Und er hatte keinen wehrhaften Zorn mehr, nur einen müden, verstockten Groll.

Dame Marthe hatte ein Zimmer gerichtet. Es lag neben dem de la Tours, und Dame Marthes Hände hatten nie mit liebevollerer Sorgfalt Rissen bezogen und Linnen gebreitet. Sie fühlte ein paarmal, wie ihr dabei die Augen feucht wurden. Blanche Tissot war noch so jung! Und er war einer dieser de la Tours, die man lieben mußte, trotz ihrer Schwächen, und die einem doch solch harte Tage machen konnten.

Dame Marthe ging aber still aus Weges, als de la Tour Blanche nach dem Gemach führte.

Eine Thür stand offen zwischen diesem Zimmer und dem nächsten. Mondschein lag auf der Schwelle und floß an den beiden Thürpfosten nieder, als wären Hunderte von blassen Kerzen angezündet, sie mit festlicher Helligkeit zu übergießen.

De la Tour war in seinem Zimmer allein. Er hatte Blanche mehr getragen als geführt und das leise Beben ihres Körpers zitterte noch jetzt in seinen Händen nach. Er hatte sie auf die Stirn geküßt und war von ihr gegangen, ohne noch zu ihr zu sprechen.

Nun saß er in einem Lehnstuhl, nicht, weil er ihn gesucht, sondern weil er gerade dagestanden hatte und er wie von der Übermacht des Erlebnisses hineingezwungen wurde.

Das Mondlicht spann in der offenen Thür. De la Tour vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen. Erwartung spornte ihm den Herzschlag an.

Zuweilen vernahm er ein kleines Geräusch, sachte Schritte, das Knistern eines Frauengewandes, ein leises Rauschen, als gleite ein Kamm durch langes Haar.

Es riß ihn auf und hin zur Thür. Aber er packte die Stuhllehnen und saß wie festgebannt und scheu, gleich als weile im Nebengemach eine fürstliche Frau und er, der Diener, dürfe sich nicht rühren.

Eine Weile ging hin. Es wurde ganz still. Nur das Licht brannte drüben noch. Es war rot und kämpfte einen Kampf mit dem Mondglanz, aber gegen den fühlen, weißen, immer reicher strömenden unterlag es jämmerlich.

Sie ist schlafen gegangen, dachte de la Tour. Es überkam ihn etwas wie Traurigkeit. Aber er rührte sich nicht.

Er wollte noch einmal ihren Namen rufen. Aber er tat auch das nicht. Er hielt nur den Atem an, um noch schärfer zu lauschen. —

Als er wieder aufblickte, stand Blanche Tissot im Rahmen der Thür.

Er sprang unwillkürlich auf und sah sie an. Sie hatte ihr Haar durchgekämmt und es fiel in zwei reichen, offenen Strähnen über ihre beiden Schultern nach vorn bis an die Knie hinab. Zwischen den dunklen Linien dieses Haars erschienen Gesicht und Gestalt fein und zart. Nur die Augen waren groß und voll eines unbeschreiblichen Ausdrucks auf ihn gerichtet. Blasse, schlanke Arme traten nackt aus dem feinen, weißen Hemde. Das Mondlicht lag auf ihnen und auf den Schultern. Es legte sich auf ihre Stirn und traf das Linnen des Nachtgewands, daß die zarten Knie rosig durch das Gewebe schimmerten und die Knöchel der Füße wie in einem Bad edler Wasser standen.

Und jetzt, während die Arme noch immer schlaff an ihren Seiten hingen, sagte Blanche leise: »Ich bin gekommen, dir gute Nacht zu wünschen.«

Da empfing er sie in seinen Armen.

9.

Blanche Tissot sagte von ihrer Liebe zu de la Tour: »Ich weiß nicht, wie sie mir gekommen ist. Einmal mußte sie wach werden. Du warst der erste. Und so tat sie sich

dir auf. Sie ist auch vielleicht wie ein Strom, den man nicht mehr eindämmen kann. Du magst dich bemühen, ihm überall zu wehren. Wenn du ihn hier zurückhältst, findet er dort Durchlaß. Darum bin ich in dieser Liebe ganz und ist sie dein ohne Rest und Schranken.«

De la Tour saß vor ihr, als sie so sprach und hielt einen Brief in Händen, von dem er ihr Mitteilung machen wollte.

Wochen waren vergangen.

Blanche hatte jetzt ihre Heimat im Schloß. Im Verwalterhaus war sie nur mehr Gast. Ihre Besuche dort wurden selten. Frau Luisens Neugier war ihr lästig und des Oheims dumpfe Mißachtung, die sie mehr erstaunte als schmerzte, suchte sie ohne Not nicht auf.

De la Tour war nachdenklich. Der erste Sturm seiner Liebesfreude war verrauscht, aber wenn diese Freude vielleicht weniger lohnte und flammte, so hatte sie sich tiefer in sein Herz gefressen und neben ihr lebte noch immer ein seltsames Staunen, wie er es nie vorher empfunden. Blanche gehörte ihm. Aber obgleich er wußte, daß sie ihm ganz zu eigen war und ihm ihr Leben wie ihre Verwandten geopfert hatte, blieb in ihm eine leise Furcht, als kenne er sie nicht ganz, als müsse er an ihr, die ihm wie ein Wunder erschien, eines Tages entdecken, was ihn ernüchtern würde. Jeder Tag lehrte ihn, daß der Grundzug ihres Wesens eine tiefe, kindhaft zarte Reinheit war. Er

fragte sie oft über ihre innersten Gedanken aus und wurde von einem heimlichen Zwang immer wieder dazu gedrängt, sie auch über das auszufragen, was sie über ihn denke. Vielleicht noch unerkannt regte sich in ihm die Angst, sie wieder verlieren zu müssen, eine Angst, die in anderen Fällen ihn nie gequält hatte, weil sich schon vorher Überdruß einstellte.

Was de la Tour heute besonders beschäftigte, war der Brief, den er in Händen hielt. Er war schon vor zwei Tagen angekommen und hatte ihn seither mehr behelligt, als er sich selbst zugestehen wollte. Er meldete die baldige Ankunft seines Sohnes Paul.

Der Baron hatte zu seinem Sohn ein merkwürdiges Verhältnis. Er liebte ihn und war stolz auf ihn, aber sie waren sich im Grunde fremder, als auch die Anhänglichkeit des jungen Mannes an den Vater hätte voraussetzen lassen. Sie schrieben sich nicht eben häufig, und in ihren Briefen standen die Dinge nicht, die ihrem Herzen am nächsten waren.

Paul de la Tour lebte in der Hauptstadt als Offizier. Er stand vor einer glänzenden Laufbahn, war bei Vorgesetzten und Untergebenen ebenso beliebt wie in der großen Gesellschaft, wo sein Name als der eines der reichsten Erben des Landes und eines schon in seinem Äußeren sehr ansehnlichen jungen Mannes einen besonderen Klang besaß. Ihm stand jedes Haus und vielleicht

auch jedes Herz offen. Zur Zeit gefiel er sich noch darin, seine Tage zu genießen und gleich dem Vater für einen Lebemann zu gelten. Ließ ihm der Baron freien Weg, so hatte er auch seinerseits nie Gelegenheit genommen, sich irgendwie in die Angelegenheiten seines Vaters zu mischen. Sie pflegten einander, wenn sie sich sahen, mit ausgesuchter Höflichkeit zu begegnen, sich auch durch zeitweilige Aufmerksamkeiten ihre gegenseitige Liebe zu beweisen. Gegensätze vermieden sie mit Geschick und Sorglichkeit. Dennoch bereitete jetzt die Nachricht von des Sohnes naher Ankunft de la Tour einiges Unbehagen. Was nie ausgesprochen worden war, das ahnte er, daß in des Sohnes Seele ein leises Mißfallen an seinen eigenen Gewohnheiten keimte. War es nur ein Tonfall der Stimme, nur ein Mienenspiel, die solches verrieten, so hatte de la Tour doch an Paul dann und wann schon den Gedanken zu erspüren geglaubt, es werde für ihn, den Vater und Alternden, nachgerade Zeit, sich mehr Zurückhaltung und Entsagung aufzuerlegen. Er gestand sich selbst, daß ein Korn Berechtigung an jenem Gedanken war, aber noch war sein eigener Lebensdurst nicht versiegt, noch stärkten seine Siege zu sehr das Gefühl der Sieghaftigkeit, als daß er sich zum Verzicht durchgerungen. Er empfand daher die vermeintliche oder wirkliche Mißbilligung des Sohnes als eine Unbequemlichkeit, empfand sie als solche stärker im Augenblick, da ein Neues ihr

vielleicht mehr Nahrung zu geben angetan war. — Aber noch ein zweites hatte de la Tour schlaflos gelegt, seitdem der Brief eingetroffen war. Sein Sohn Paul war nicht der erste, beste. Die Frauen waren es nicht allein, die ihn bewunderten. An der letzten großen Kunstausstellung hatte die Vollstatue eines berühmten Bildhauers, zu der der junge de la Tour Modell gestanden, beispielloses Aufsehen erregt. — Und Paul kam. Er würde Blanche begegnen, ihr, die noch nie an sich den Eindruck von Jugend und Mannesstattlichkeit erfahren. Und Paul würde sie sehen, dieses kleine Wunder eines Menschen. Mußten sie nicht gewahr werden, daß sie wie füreinander geschaffen waren? Würde es nicht Paul geradezu locken müssen, ihm den Preis streitig zu machen, ihm die Überlegenheit der Jugend darzutun? Schon glomm im Blick, mit welchem de la Tour an Blanchés Gesicht hing, die Furcht, das forschende Mißtrauen, die an ihm fraßen.

Von dem Brief mußte jetzt gesprochen werden. De la Tour ließ Blanchés Worte von der Tiefe ihrer Liebe in sich hineinklingen, aber seine Stimme war doch von einer Beklemmung gehemmt, als er ihr den Brief reichte und sie ihn zu lesen bat.

Sie machte ernste Augen; sie fühlte, daß ihn etwas drückte. Dann faltete sie den Brief auseinander. »Dein Sohn kommt,« sagte sie noch unter dem Lesen, und da der erste Eindruck über die Botschaft der einer kindlichen

Freude war, so leuchtete ihr Blick. Da sie aber dieselbe Freude in seinen Zügen nicht entdecken konnte, so überkam etwas wie Bangigkeit auch sie, und sie fragte, noch ehe er sprechen konnte: »Wird es ihm unliebsam sein, mich hier zu finden? Ich werde zu den Verwandten zurückkehren, solange er hier sein wird.«

De la Tour empfand dunkel die Selbstlosigkeit, aus welcher ihr Angebot entsprang. Es drängte ihn, ihr zu zeigen, daß er zu ihr stand. »Du bleibst bei mir,« sagte er. »Du bleibst immer und überall bei mir.« Er war in diesem Augenblick entschlossen, sich für sie gegen alle Welt zu wehren.

Sie schlang ihre Arme um ihn. Die ganze Kraft ihrer Liebe floß in diese Arme. Dann überstürzten sich ihre Fragen. Sie wollte von dem jungen de la Tour hören. Ob er sie freundlich begrüßen, ob er lange bleiben, wie sich wohl alles gestalten werde. Wie immer war viel Rindlichkeit in ihren Worten.

De la Tour begann zu erzählen. Sie hatten annoch wenig von seinem Leben und den Seinen gesprochen. Er schilderte den Sohn, wie er als kleines Kind, wie er als Knabe gewesen. Ein paarmal fiel der Name seiner verstorbenen Frau, zögernd, als fürchtete er, daß Neid dort erwachen könnte, wo er ein letztes schuldig blieb.

Plötzlich sagte er: »Jetzt ist Paul ein Mann, ein schöner Mann.« Wenn er auch lächelte, als er dabei Blanche

gerade in die Augen sah, so war er doch auf ihre Antwort gespannt.

Sie sann vor sich hin. Erst als sie gewahrte, daß der andere eine Antwort erwartete, sagte sie: »Schön, sagst du! Es kommt wohl wenig auf das Außere an, sondern auf das, was wir einander innerlich bedeuten. Und auf die Werte, die man nicht auf den ersten Blick erkennt.«

De la Tour sah wohl, daß sie jeder Neugier auf den, der kommen wollte, abgewandt war. Und er schämte sich seines Argwohns. Er küßte ihre Hände, und es schien ihm in diesem Augenblick ein Vorzug, sie dem Sohn vorstellen zu dürfen.

Allerdings gab es in de la Tours Innerem noch oft ein Auf und Nieder zwiespältiger Gefühle, ehe des Sohnes Ankunft zum Ereignis wurde. Oft noch, und je näher das Eintreffen Pauls rückte, um so schärfer stach ihn die Angst, Blanche könnte ihm verloren gehen. Er verlor dabei sein Selbstbewußtsein in demselben Maße, in dem er an Blanche immer neue Vorzüge entdeckte. Immer außergewöhnlicher erschien sie ihm. Er warb um sie täglich neu mit der ganzen Liebenswürdigkeit seines Wesens. Er führte sie in den strahlenden Frühling hinaus, in den Wald, ritt mit ihr in die Umgegend, zeigte ihr Dörfer und Städte und überhäufte sie mit Geschenken, die er auf diesen Ausflügen erstand oder aus der Hauptstadt bezog. Da sie die Musik so liebte, spielte er für sie, las ihr vor,

belehrte sie und befriedigte ihre stets wache Wißbegierde. Der sonst so überlegene Mann beugte sich vor dem kleinen Mädchen und fing unvermerkt an, ihr einen kleinen Götzendienst zu widmen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß seine Aufmerksamkeit und Güte Blanchés Dankbarkeit und Glück vermehrte. Sie lebte Tage, die kein Schatten trübte. Sie wurde in ihrer Freude beinahe wieder ein Kind. Oft, auf einem Gartenweg allein, flatschte sie unwillkürlich aus Übermaß des Glücks in die Hände. Ein andermal stiegen ihr Tränen in die Augen, weil selbst Jauchzen die Fülle der Zufriedenheit, die in ihrem Herzen war, nicht zu befreien vermochte. — Als sie eines Tages mit Dame Marthe arbeitend in einem Zimmer saß und Jacques, der Diener, ihr unversehens einen Strauß herrlichster Rosen brachte, den de la Tour, der ins Feld geritten war, ihr sandte, ergriff sie beide Hände der alten Dame und stammelte: »Ist er nicht der gütigste Mann, den es auf der Welt gibt?«

»So ist dieses Geschlecht,« stimmte die weißhaarige andere bei. »So zwingen sie einen, ihnen gut zu sein.« Sie sah aus, als hätte sie viel zu erzählen und täte es gern. Aber sie streichelte nur leise Blanchés Hand und über ihr stilles, altes Gesicht glitt ein Leuchten. —

Indessen kam der Morgen heran, an dem eine Depesche die Ankunft des jungen de la Tour für denselben

Abend anzeigte. Der Baron empfing sie beim Frühstück. Ihm gegenüber saß Blanche in leichtem Morgenkleid mit weiten Ärmeln und tiefem Halsausschnitt. De la Tour schenkte ihr all diese kleidsamen Dinge, schöne Gewänder und feine Wäsche und freute sich an dem Anblick, den sie darin bot. Sie aber schätzte zwar mit der Eitelkeit der Frau alles, was ihr wohl stand, ließ sich aber dieses Gefühl nicht in die Tiefe ihrer Seele gehen, sondern trug mit einer fast würdevollen Schlichtheit das Schöne viel mehr zu seiner als zu ihrer Freude und ihm allein zu Dank.

Als de la Tour die Depesche las und beiseite legte, sah Blanche einen Schatten über sein Antlitz gehen. Sie nahm den Umschlag vom Tisch auf.

»Nun kommt er,« sagte sie fröhlich.

»Freust du dich nicht?« fragte sie dann.

Eine Falte zeigte sich auf seiner Stirn. »Wir hatten es schön allein,« sagte er.

Sie glitt zu ihm hin. »Ich will niemand etwas nehmen,« sagte sie. »Und du mußt denen, die Anspruch an dich haben, geben, was ihnen gehört. Ich möchte auch, daß — dein Sohn sich freute, zwei Menschen zu haben statt des einen, der ihm nahe stand.«

Er konnte sich nicht verstellen. Tausend Gedanken drängten sich ihm auf und quälten ihn. Dennoch sagte er: »Ich weiß, wie gut du es meinst.«

Sie hörte wohl aus seinem Ton heraus, daß er Hindernisse sah, die sie nicht beachtet. Sie erkannte wieder das seltsame ihrer Stellung, fühlte es, wie sie es vielleicht nie gefühlt hatte. Sie war nicht durch irgendein Gesetz Herrin des Schlosses. Sie war geduldet, war vielleicht dem einen ein Eindringling, dem anderen Schlimmeres. Sie hatte zwar von dem Mann der großen Welt, der seiner gesellschaftlichen Stellung nach hoch über ihr stand, nicht Opfer fordern wollen. Sie liebte ihn und hatte keinen Lohn dafür begehrt. Aber in diesem Augenblick wußte sie, daß ihre Uneigennützigkeit ihn und sie nicht vor dem Urteil der Welt schützte. Sie schwieg, aber in ihre Augen stiegen Tränen.

De la Tour erschrak. »Weine nicht,« bat er. »Du sollst nicht weinen, du nicht!«

Seine Güte tröstete sie rasch genug.

Sie gingen in den Garten zusammen. Sie sprachen nicht mehr von dem, der kommen sollte. Sie vergaßen ihn ein wenig über sich selber.

Am Nachmittag begleitete Blanche de la Tour zu Pferd in den Wald, wo er einen Holzschlag angeordnet und ein Duzend Arbeiter in Tätigkeit hatte.

Aber dann ging es dem Abend zu, und dieser Abend warf seine Schatten voraus. In beiden Menschen wurde die Frage wieder lebendig: Wie wird es sein, wenn er kommt? Blanche jedoch erwartete den Augenblick mit der

Getrostheit, die ihre Selbstlosigkeit an den Grund ihrer Seele legte, während de la Tour, je näher die Stunde rückte, desto mehr von Mißstimmung ergriffen wurde. Warum störte man ihn? Er hatte daran gedacht, den Sohn im Wagen am Bahnhof abzuholen. Aber er tat es nicht. Er hatte in seinen Briefen Blanche nicht erwähnt, nun fühlte er sich auch nicht aufgelegt, mündlich noch eine Art Entschuldigung anzubringen, ehe die beiden sich begegneten. So sandte er den Wagen allein zur Bahn.

Im Turmzimmer legte Dame Marthe im Beisein von Blanche ein drittes Gedeck auf den Teetisch. »So viele wohnten hier lange nicht,« sagte sie.

Plötzlich sagte Blanche: »Vielleicht bin ich zu viel.«

»Sie sind nicht gekommen. Sie wurden geholt,« antwortete die andere. Und sie berührte mit einer ihrer gepflegten, gütigen Hände leise Blanches Schulter, deren Gesicht weiß war.

Langsam strebten die Zeiger der Uhr dem Augenblick zu, da der Wagen in den Schloßhof fahren mußte. Blanche nahm eine Stickerie zur Hand. De la Tour trat ein, ließ sich nieder und las die Zeitung; zum wenigsten tat er so und sprach nicht.

Dann rollten im Hof die Räder.

Der Baron ließ sein Blatt einen Augenblick sinken.

Auch Blanche sah auf und wunderte sich, daß jener dem Sohn nicht entgegenging.

Es wurde sehr still im Zimmer.

De la Tour fühlte, daß er sprechen mußte, wenn Blanche nicht erraten sollte, wie er mit seinen Empfindungen kämpfte. »Was doch die Welt ein Wirrwarr ist,« sagte er. »Die Zeitung war noch nie so voll Not wie jetzt, Not in allen Formen.«

Blanche war verwirrt. Seine Rede lag so abseits von dem, was sie beschäftigte. Sie lehnte sich über ihn und betrachtete das Blatt, in dem er gelesen hatte, suchend, was ihn zu den Worten veranlaßt habe.

Aber beide lauschten auf nahende Schritte.

Sie kamen, leicht und doch fest.

De la Tour erhob sich in dem Augenblick, als sein Sohn eintrat. Er ging ihm entgegen. Er war der größere von beiden. Es fiel Blanche auf, wie er den jüngeren Mann überragte, der doch nicht klein war. Auf dessen Außeres vergaß sie zu achten. Um so schärfer erfaßte de la Tour die Erscheinung des Sohnes. Er war oft stolz auf ihn gewesen. Oft hatte er seine Züge, seine Erscheinung mit Wohlgefallen betrachtet. Jetzt sah er mit einem leisen, sich nicht gestandenen Schrecken, daß er noch ansehnlicher war, als er in seiner Erinnerung lebte, biegsam die mittelgroße Gestalt, schwarzes Haar, weiße, feingeschnittene Züge.

Aber die Freude des Wiedersehens verwischte das flüchtige Mißbehagen. Er umarmte den Sohn: »Wir haben uns lange nicht gesehen,« sagte er.

»Du vergräbst dich ja hier seit einiger Zeit,« antwortete Paul. Er hatte, da die Gestalt des Vaters ihm die Aussicht versperrte, Blanche noch nicht bemerkt.

Jetzt drehte sich de la Tour. Er fühlte plötzlich keine Hemmung mehr. Blanche die Hand bietend, damit sie neben ihn trete, stellte er sie dem Sohn vor: »Meine Freundin Blanchefleur,« sagte er.

Paul de la Tour preßte die Lippen zusammen und wurde bleich. Er liebte den Vater wie dieser ihn, aber da sein Leben durch seine eigenen Angelegenheiten ausgefüllt und er seit Jahren viel von ihm getrennt war, so dachte er nicht eben viel an ihn. Wie nahe er aber seinem Herzen stand, empfand er vielleicht am deutlichsten jetzt, da ein jäher Verdruß ihn erfüllte. Des Vaters Zeit war vorbei! Ihn, Paul, hatte es schon geraume Zeit mißfallen, daß der in vielen Kreisen mit Recht angesehene Mann auch in denen der Frauen noch immer besondere Gunst genoß. Er hatte nun zwar nicht erwarten können, daß des Vaters Wesen sich plötzlich gewandelt habe, aber es verstimmte ihn, daß er ihn schon in der ersten Minute einer Wiederbegegnung nach langer Trennung zum Zeugen einer neuen Liebeslaune machte. Gleichzeitig freilich mischte sich in seinen Zorn ein Erstaunen. Wer war das Mädchen? Sie errötete nicht. Sie stand neben dem Baron, schlank und schlicht, mit großen, ernsthaften Augen ihn messend, und jung — lächerlich jung, verglichen mit de la Tour.

Er verneigte sich. Ein Zucken leisen Hohns in einem Winkel seines Mundes verschwand. Er unterdrückte das impulsive Gelüsten, sich umzudrehen und das Zimmer zu verlassen.

Blanche dachte, es sei schade, daß er so fremd tue.

Der Baron runzelte die Stirn. Er hatte mehr Liebenswürdigkeit erwartet. Aber er war zu sehr Weltmann, als daß er es sich hätte merken lassen. Er wies nach dem Tisch: »Wir haben mit dem Tee auf dich gewartet. Setzen wir uns.«

Er drückte auf die Klingel. »Wie bist du gereist?« fragte er den Sohn. »Wie lebt man in der Hauptstadt?«

Sie hatten sich niedergelassen. Das Gespräch wandte sich gleichgültigen; von Blanches Persönlichkeit weit abliegenden Dingen zu und blieb lange auf Rede und Gegenrede zwischen Vater und Sohn beschränkt.

Blanche saß ein wenig verloren zwischen ihnen. Sie hatte flüchtig den Eindruck eines Vergessenseins, aber sogleich kehrte ihr das Bewußtsein zurück, daß de la Tour zu ihr hielt. Sie nahm ruhig ihre Handarbeit auf und stach die Nadel ins weiße Linnen.

Dame Marthe trug den Tee auf. Blanche erhob sich und half ihr.

Paul begrüßte die Hausdame mit großer Wärme. Sie war ihm eine zweite Mutter gewesen.

Aber Dame Marthe ahnte etwas von der seltsamen Stellung, die Blanche jetzt zwischen den Männern ein-

nahm, und sie überließ ihr weise die Arbeit am Teetisch und entfernte sich geräuschlos, wie sie gekommen war. Sie war nie im Wege gewesen, wenn die de la Tours gewünscht hatten, allein zu sein.

Blanche verteilte die gefüllten Tassen mit dem Anstand und der Anmut, die sie kennzeichneten.

Pauls Blick ruhte auf ihrer Hand, glitt an der zarten Linie des weißen Arms empor und streifte ihre schmalen Schultern, ihr dunkles Haar. Etwas wie Neid ergriff ihn. Er dankte für die Tasse, die sie ihm bot, mit ausgesuchter Höflichkeit. Dann fühlte er die Notwendigkeit, das Wort an sie zu richten. Er fragte, ob sie lange schon in St. Martin wohne.

»Seit meines Vaters Tod,« antwortete Blanche.

»Sie ist die Nichte meines Verwalters, den du kennst,« erklärte de la Tour.

»Und die Tochter —«

»Ganz richtig,« bestätigte de la Tour dem Sohn, »die Tochter des Forschers Tissot.«

»Ihr Vater hatte einen großen Namen,« sagte Paul. Sein Wesen veränderte sich. Es war aber nicht nur die Kenntnis ihrer Herkunft, die ihm Achtung abnötigte. Er vergaß ein wenig ihre Stellung im Haus, und es begann ihm lieb zu werden, daß sie am Tisch saß.

Sonderbar flogen die Fäden der Seelen, noch wie von unbestimmten Gewalten bewegt und durcheinander geweht.

De la Tour hatte kaum bemerkt, daß Pauls Stimme einen freundlicheren Klang angenommen, vielleicht auch nicht, daß er das anfänglich zwischen ihnen beiden gepflogene Gesprächsthema fallen ließ. Aber er lauschte auf etwas Unbestimmtes, noch Wesenloses, ihm aber Bedeutsames, das ihn quälte, ohne daß er vermocht hätte, ihm einen Namen zu geben.

In Paul erwachte kaum ein leises Wohlgefallen an dem Mädchen, dem er hier so unerwartet begegnete, als auch der Gedanke blitzähnlich ihm zurückkehrte, der alternde Vater habe kein Recht mehr an solch strahlender Jugend. Ein Gelüsten begann ihn gleichzeitig zu prickeln, seine eigenen Vorzüge gegen die nach seiner Überzeugung schwindenden des Vaters in die Waagschale zu werfen und diesem gleichsam eine nicht mehr an der Zeit stehende Überhebung zu wehren.

Blanche war inzwischen noch ungewiß, was sie von Paul zu halten hatte, jedoch zufrieden, daß er seine anfängliche Kälte an eine leichte Verbindlichkeit tauschte. Sie gab darum auch schon der Zuneigung, die sie für ihn als Sohn seines Vaters empfand, Raum, trug aber in der Tiefe ihres Herzens die einzige und mächtige Liebe zu dem, dem sie sich mit der ganzen Ursprünglichkeit ihrer Gefühle geschenkt hatte.

Die drei nahmen ihre Mahlzeit und führten die Unterhaltung in der Weise fort, daß sie nun von Dingen han-

delte, zu denen auch Blanche sprechen konnte. Die Rede kam auf die Bewirtschaftung des Gutes, auf die Neuanlagen und die Pläne des Barons.

»Ihr Vater ist früh und spät draußen bei den Arbeiten,« sagte Blanche zu Paul. Sie richtete zum erstenmal das Wort an ihn; aber sie tat es, weil ein innerer Zwang sie drängte, etwas Gutes von de la Tour zu sagen. Sie sprach es schlicht und still, ohne den Baron anzusehen.

Paul überlegte, ob sie mit Berechnung eine Schmeichelei sage oder ob wirkliche Schätzung aus ihr rede. Ihr Wesen war ihm merkwürdig, und es lockte ihn etwas, es zu ergründen. Vielleicht entsprang es einem Arger über das Lob, das sie ausgesprochen, vielleicht aber auch nur einem plötzlichen boshaften Einfall, daß er die Frage in das Gespräch warf, was die Schulmeisterstochter mache, die sonst für de la Tour so eifrig Sträuße gebunden?

Blanches Blut stieg. Sie empfand einen heftigen Schmerz, der ebensosehr der Tatsache entsprang, daß der Sohn es an Ehrerbietung gegen den Vater fehlen ließ, wie der Erinnerung an Dinge, die man ihr erzählt hatte und an die sie jetzt nicht mehr glauben wollte.

De la Tour preßte kaum merklich die Lippen zusammen. Er blieb vollständig Herr seiner selbst. »Ich habe lange nicht mehr das Vergnügen gehabt,« antwortete er in einem leicht spöttischen Ton. »Seit meiner Krankheit nicht mehr,« fügte er hinzu. Er blickte Blanche frei an. Wenn

beim Nennen von Georgettes Namen in seinem Innern etwas wie Freude musiziert hatte, so war das im Verborgenen und ihm selbst kaum bewußt gewesen.

Paul verfolgte die Angelegenheit nicht weiter. Als habe er erreicht, was er gewollt, sprach er davon, daß er müde sei und nach seinen Zimmern sehen wolle. Bald erhob er sich.

Blanche war wieder ruhig geworden. Das Benehmen de la Tours war tadellos gewesen. Sein Blick hatte ihr gleichsam gesagt, sie möge sich daran erinnern, daß er vor ihr keine Geheimnisse gehabt, daß aber mit ihr ihm die hohe Zeit gekommen. — Als die Männer aufstanden, erhob auch sie sich.

De la Tour forderte den Sohn auf, am nächsten Tag mit aufs Feld zu reiten.

Paul sagte zu. Dann wendete er sich mit der Frage an Blanche: »Sie reiten also auch?«

»Ihr Vater hat es mich gelehrt,« antwortete sie. Sie lehnte sich an die hohe Gestalt de la Tours, und dieser legte unwillkürlich den Arm um sie. Da sah sie dankbar zu ihm auf und fügte hinzu: »Er hat mich schon viel gelehrt.«

Selbst Paul konnte nichts an dem Bild aussetzen, das die beiden boten. Es war Würde an ihnen. Mit merkwürdig widerstreitenden Gefühlen verließ er das Zimmer.

Paul de la Tour fragte sich am Morgen nach seiner Ankunft zum zweitenmale, ob er nicht ohne Abschied wieder abreisen solle, um dem Vater sein Mißfallen deutlich kundzutun. Mit diesem Mißfallen war er erwacht.

Aber je mehr er sich ermunterte, um so klarer wurde ihm das Außergewöhnliche des Erlebnisses, das am gestrigen Abend seinen Anfang genommen. Er mußte zugeben, daß des Vaters Wahl diesmal begreiflich war. Er empfand Neugier, fast Ungeduld, das Mädchen wiederzusehen, aus dem er nicht flug werden konnte und das ihn durch seine Erscheinung ebenso wie durch sein Wesen in Staunen gesetzt hatte.

Er reiste nicht ab.

Als er auf seinem Zimmer gefrühstückt hatte, meldete ihm der Diener, daß der Baron ihn zum Ausritt erwarte.

De la Tour und Blanche standen schon im Hof bei den Pferden, als er herunter kam. Er hatte den Vater nie so jung gesehen. Seine Wangen waren vielleicht vom Morgenwind, vielleicht von einer freien Heiterkeit, die ihn erfüllte, gerötet.

De la Tour und Blanche hatten gestern wenig mehr von dem neuen Ankömmling gesprochen. Sie hatten sich nach ihren Zimmern begeben, beide zufrieden, in Befürchtungen beruhigt und unter dem Eindruck stehend, daß sie einander noch näher waren als sonst. Den Namen der

Meunier erwähnten sie nicht mehr, aber de la Tour hatte das Bedürfnis, gegen Blanche noch aufmerksamer als sonst zu sein, als habe er ihr etwas abzubitten.

Blanche ihrerseits schmiegte sich in der Überzeugung seines Zuhörgehörens zärtlicher an ihn an.

Ihre Liebe flammte auf, und die Nacht ließ sie vergessen, daß ein Zeuge ihrer Tage ins Haus gekommen war.

Das Gefühl ihres Glücks war noch voll und ungetrübt in ihnen, als sie sich in den Hof begaben, und sein Widerschein lag so deutlich auf ihren Gesichtern, daß es Paul auffiel. Er ärgerte sich, ohne zu wissen, weshalb. Als er dem Vater die Hand gab, geschah es mit einer flüchtigen Raschheit; aber während er vor Blanche stand, preßte ihm etwas Unerklärliches das Herz zusammen.

Blanche trug ein schwarzes, langes, enganliegendes Reitkleid. Ein kleiner Hut mit weißem Schleier saß auf ihrem dunklen Haar. Als sie mit Hilfe des Reitknechts in den Sattel stieg, war es, als hebe dieser mit spielender Leichtigkeit ein Kind von der Erde.

Paul brachte seine Augen nicht ab von ihr. Verwirrung ergriff ihn. Er hörte weder, was der Vater sprach, noch konnte er selbst ein Wort finden. Er schwang sich auf sein eigenes Tier.

Sie ritten aus dem Hof.

Ein rascher Wind wehte ihnen entgegen.

»Ein köstlicher Morgen,« rühmte de la Tour. Er zeigte

Blanche das Wachsen der Felder, hieß sie auf das üppige Sprossen des Waldes, die Wasserfälle der Bäche achten und sagte: »Das ist Jugend, Kinder, Jugend. Durch alle Andern schießt es in heißer, neuer Kraft.«

Dabei stemmte er sich selbst im Bügel auf, und jede Sehne seines Körpers war von neuem Lebenswillen gestrafft.

Pauls Pferd, von ihm kaum geführt, blieb einen Schritt zurück. Es war ihm, als gehöre er nicht zu den zweien vor ihm. Er hatte gute Lust, das Pferd zu wenden und zurückzureiten. Es verdroß ihn, daß Blanchés Schimmel so nahe dem Braunen des Barons ging und daß ihre Gestalt im unwillkürlichen Gefühl der Zusammengehörigkeit sich immer wieder diesem entgegenneigte. Er sah, daß sie seiner vergaßen. Aber er grollte nur dem Vater deshalb. Eine maßlose Eifersucht begann ihn zu quälen, als hätte dieser ihm etwas weggenommen. Dann kehrte ihm die Lust zurück, den Baron seinen Verdruß fühlen zu lassen. Er spornte plötzlich sein Pferd, bis es mit dem Blanchés aufschloß.

Die Raschheit, mit welcher der Sohn herankam, machte de la Tour erst darauf aufmerksam, daß jener allein gewesen war. Er witterte etwas wie Feindseligkeit. Da tauchte ihm die leise Verstimmung wieder auf, mit der er die Anzeige von Pauls Ankunft empfangen.

»Wie lange mag es sein, daß Sie reiten?« begann Paul ein Gespräch, willens zu spotten.

»Einige Wochen,« antwortete sie einfach.

»Doch kann sie es besser, als mancher nach Jahren,« sagte der Baron.

»Dann dürfte man wohl einen Galopp von der Straße ab wagen,« fuhr Paul herausfordernd weiter.

»Wenn du ein Bedürfnis hast, deine eigene Kunst zu zeigen,« entgegnete de la Tour gereizt.

Aber schon hatte Paul mit einem kurzen, scharfen Zucken der Reitpeitsche Blanchés Pferd in der Weiche berührt und das seine gespornt. Die Tiere brachen in eine Waldwiese ein. De la Tour setzte ihnen nach. Sie sausten eine Holzstraße entlang, durchquerten eine Lichtung, übersprangen gefällte Stämme, die ihre Bahn hemmten, und verminderten die Schnelligkeit der Pferde erst, als bebaute Felder sie zwangen, in einen schmalen Weg einzulenken.

Paul machte Miene, auch hier durchzubrechen, allein ein kurzer, lauter Anruf des Barons hielt Blanche zurück, und als jener sah, daß die anderen ihm nicht folgten, bequemte auch er sich zum Schritt.

Sie erreichten die Straße, die nach ihrem Ziel, den Getreidefeldern, führte.

»Das war zu viel für dich,« sagte de la Tour zu Blanche.

Sie lächelte. »Ich hatte Mühe, Bella in der Gewalt zu behalten,« sagte sie.

»Ich liebe dergleichen Torheiten nicht,« stieß der Baron mit Hefigkeit hervor. Er war bleich und atmete rasch.

Paul dachte, daß es der Anstrengung zu viel für ihn gewesen sei, und kämpfte mit sich selbst, weil er sich der Unfindlichkeit zieh, des Zorns aber immer noch nicht Herr wurde, der ihn angetrieben hatte.

De la Tour, nicht ermüdet, aber entrüstet, wandte sich an ihn: »Du glaubtest wohl, Reitrefruten bei dir zu haben und nicht eine Dame. Bergeßlichkeit oder Unhöflichkeit! Beides gleich tadelnswert!«

»Ach,« entgegnete spiz der Jüngere, »ich übersah wohl vor allem, was ich deinen Jahren schuldig war.«

Ihre Blicke kreuzten sich mit zornigem Ausdruck. Ihre gegenseitige Liebe schien erstorben.

De la Tour antwortete nicht mehr. Blanche sah nur an der Art, wie er die Zähne in die Unterlippe grub, daß er sich mühsam bezwang. Sie war erstaunt und betreten und empfand einen leisen Groll gegen Paul, der ihr der allein Schuldige schien. Sie legte auch unwillkürlich die Hand auf die des Barons. Sie fühlte sich ganz zu ihm gehörig, konnte es nicht ertragen, daß irgend jemand ihn verletzte, und wehrte sich unbewußt für ihn, ohne daran zu denken, daß sie ihm dadurch wohl gefiel.

Ihre Gebärde besänftigte de la Tour. Er vergab Paul seinen Angriff nicht, aber im dankbaren Gefühl, daß sie zu ihm gehalten, ließ er sein Pferd gehen und grübelte im Augenblick nicht weiter über die eigentliche Ursache von Pauls Benehmen nach. Er pflog indessen, den Sohn über-

sehend, während sie im Schritt fürbaß ritten, mit Blanche eine angeregte Unterhaltung. Als Nachwirkung ihrer Parteinahme zeigte sich eine wachsende Besserung seiner Laune. Er fing an, seiner Begleiterin Anekdoten zu erzählen und ihr eine Heiterkeit zu zeigen, wie sie sie nie an ihm gesehen.

Die Sonne kam und übergoß Weg und Reiter mit Wärme.

Paul ritt wie ein Reitknecht ein Stück hinter den beiden anderen. Blanche hätte ihm gern ein beide versöhnendes Wort gesagt, fand aber kein solches. Er war unzufrieden mit sich selbst, aber nur, weil er fühlte, daß er vor Blanche den kürzeren gezogen. Jeder Blick auf die Reiterin vor ihm entzündete aber auch seinen Groll gegen den Vater heißer.

Zwischen zwei Feldern trafen sie auf Arbeiter, die einen Kanal auswarfen. Pierre Tissot stand bei ihnen.

Der Baron stieg vom Pferd.

Der Verwalter zog den Hut mit der Gebärde eines Mannes, der sich zur Höflichkeit zwingen muß. Er übersah Blanchés Lächeln und nickte nur kurz, als sie ihn grüßte, obgleich im Herzen die alte Liebe zu ihr saß und dieses ihm in Trauer um sie brannte. Paul, der ihm vom Pferd herab die Hand reichte, begrüßte er, da er ihn lange nicht gesehen, herzlich, aber das Blut stieg ihm ins Gesicht und er schämte sich vor dem jungen de la Tour um Blanchés willen.

Der Baron sagte aufgeräumt: » Es ist eine Freude, zu sehen, Tiffot, wie du deines Amtes waldest.«

»Nein, nein,« unterbrach er diesen, als er abwehren wollte, mit Überzeugung, »ich kenne deine Unermüdbarkeit. Es ist etwas Großes um Treue und Arbeitswillen in dieser Zeit.«

In Tiffot regte sich der Untergebene, der stolz ist, wenn der Meister rühmt. Er konnte nicht wider sich selbst. Etwas von seiner früheren Anhänglichkeit war in ihm, als er erwiderte: »Die Hände machen es nicht, sondern der Kopf.« Er meinte, was er sagte; denn die Kanalanlage, die er beaufsichtigte, war in jeder Einzelheit die Arbeit de la Tours.

Dieser zog einen Plan aus der Tasche und faltete ihn auseinander. An Hand desselben verfolgte er, die Zügel seines Pferdes einem Arbeiter übergebend, den Stand der bisher geleisteten Arbeiten. Von Tiffot begleitet, schritt er den aufgeworfenen Graben entlang. Zuweilen hielt er an und machte seine Aussetzungen. Auch mit einzelnen Arbeitern unterhielt er sich, erkundigte sich über die Art des Bodens, in dem sie gruben, besah eine Stelle, wo Kies gefördert und gesiebt wurde, und gab seine Absicht kund, eine große Grube zu öffnen, die im Wald lag und vorzügliches Material lieferte. Die Leute hörten ihn nicht an, wie sie Laien zu hören pflegten, mehr oder weniger heimlich über ihre Unkenntnis sich erlustigend,

sondern sie sahen, seine Überlegenheit anerkennend, mit einer fast furchtsamen Achtung zu ihm auf.

Blanche und Paul waren dem Baron gefolgt. Jedes von ihnen hatte seine eigenen Gedanken und pflegte ihrer schweigsam und im stillen. Blanche sah mit Stolz, wie de la Tour sich betätigte und wie stark sein Ansehen war. Paul konnte sich der Erkenntnis, daß der Vater seinen Mann noch immer stellte, ebenfalls nicht verschließen. Aber es half ihm nicht aus dem Verdruß, und dieser verschärfte sich noch über der Tatsache, daß das junge Mädchen nur Auge und Ohr für den Baron zu haben schien.

Nach einer Weile setzten sie ihren Weg fort.

De la Tour sandte auch jetzt noch den Blick scharf nach allen Seiten, vertieft in das, was da wuchs und werden wollte, die Möglichkeiten, es zu fördern, erwägend und jeden Nachteil gewahrend, den es etwa da oder dort zu heben galt. Erst auf dem Rückweg erwachte er aus seinem Pflichternste. Sein Inneres hatte sich noch mehr beruhigt. Sein Wille zum Frieden war zurückgekehrt. Er blickte sich nach seinen Begleitern um und sagte zu Paul: »Hier trägt Arbeit Frucht. Wundere dich nicht, wenn ich eines Tages der Hauptstadt ganz Valet sage. Die Natur ist dankbarer als der Mensch. Dieser vergißt jede Wohlthat. Der Erdboden aber zahlt heim ohne Falsch, oft zehnfach vergeltend, was man ihm vertraut oder worum man sich gemüht hat.«

»Ich zweifle an der Dauer deiner Landwirthspassion,« entgegnete Paul, immer noch kriegerisch gestimmt. Er übersah dabei nicht, daß im Grunde es nicht die Felder, nicht der Gutsbau, sondern Blanche gewesen, die den Vater festgehalten.

De la Tour suchte die Achseln. Dann wendete er sich ganz zu Blanche, als habe er sie allzu lange entbehrt. Zärtlich bog er sich zu ihr hinüber und küßte sie auf die Stirn. »Es liegt ein Segen auf dem Gut dieses Jahr,« sagte er mit Bedeutung.

Sie ließen Paul abermals hinter sich und fanden die Brücken zu einem Gespräch mit ihm nicht mehr, so leid er Blanche tat und so sehr sie sich besann, wie sie beiden Männern helfen könnte. —

Dem Ritt folgten leise beschattete Tage. Vater und Sohn stritten sich nicht, aber Pauls Anwesenheit bereitete weder ihm selbst noch dem Baron Vergnügen. Es lag etwas zwischen ihnen, bei dem Vater nur die Erinnerung an Pauls seltsames Benehmen, bei diesem der aus vielen Quellen genährte und noch immer wachsende Groll.

Paul fing an, dem Vater aus dem Weg zu gehen. Er vermied es auch, wo es anging, der Dritte zu sein, wenn jener und Blanche beisammen waren und begann sogar die gemeinsamen Mahlzeiten zu versäumen.

Aber er suchte Blanche, wenn sie allein war. Seine Augen hatten den ersten Theil daran. Sie tranken das tiefe

Ergözen in sich hinein, das Blanchés anmutvolle Zierlichkeit ihnen gewährte. Sie kehrten auch immer wieder zu der alternden Erscheinung des Vaters zurück, entdeckten mit der Scharfsichtigkeit der Eifersucht und der Mißgunst die weißen Stellen an seinen Schläfen, die Falten an Stirn und Mund und gaben dem Verstand recht, der diesem, dem Greisenalter nahen Mann das Recht auf Jugend absprach. Mit der vollen Überzeugung von seiner eigenen Befugnis begann Paul sich zwischen de la Tour und Blanche zu drängen; aber seine eigenen Wünsche hatten ein starkes Wort dabei. Jeder Tag vermehrte ihre Glut. Er folgte Blanche in den Garten oder auf einsame Spazierwege, wenn er glaubte, daß der Vater sie nicht stören werde; und während er in dessen Beisein gegen das Mädchen sich eines kühlen, fast verdrossenen Tons befließ, verwandelte sich seine Art, wenn er sie allein traf, und wurde er zu dem liebenswürdigen und siegesgewohnten Hofmacher, als den ihn die Frauen der Stadt kannten.

Blanche war anfänglich arglos. Dann stuzte sie und begann ihm auszuweichen. — Da überraschte er sie eines Tages in einer Gartenlaube, wo sie mit einer Stickerei saß.

Die Laube stand an der Schloßmauer und war gegen die freie Weite hin geöffnet, während nur ein schmaler Einschnitt in der dichten Buchshecke, die sie bildete, Einlaß gewährte. In der Tiefe lag das Dorf. Die grüne Ebene breitete sich hin, von Wolken überzogen, deren Schatten

über die weiten Wiesen glitten. Der Wind trug von irgendeiner Mauer herüber den Duft von Flieder.

Blanche trug ein weißes Kleid. Ihre schlanken Arme waren bloß. Ihr Gesicht schien zart und schmal.

Paul stand plötzlich im Eingang. Sie konnte nicht entfliehen.

Er war dunkel gekleidet. Er liebte die hellen Farben nicht, seit eine schöne Frau ihm gesagt, daß zu seinen schwermütigen Augen dunkle besser paßten, und da er, wie betroffen über ihren Anblick, stehen blieb, fiel das Licht voll auf seine biegsame Gestalt und das scharfgeschnittene, bleiche Gesicht. Sein Blick war unruhig.

»Sie haben sich einen schönen Platz ausgesucht, Blanche-flur,« begann er in durch innere Bewegung gedämpftem Ton das Gespräch.

Sie sah ihn freundlich an. Sie hatte immer noch den Wunsch, sich gut mit ihm zu stellen, und am Grund dieses Wunsches lag, ihr unbewußt, die Hoffnung, daß er sich als ein Freund oder Bruder in den Frieden finden möge, den de la Tours Liebe ihr gegeben. Freilich bangte sie auch ein wenig. Er war so merkwürdig gegen sie, oft schroff und hochmütig, oft wieder beflissen, fast fordernd. Auch liebte sie es nicht, daß er sie Blanche-flur nannte. Niemand, so meinte sie, hatte ein Recht zu diesem Namen, als der, von dem sie ihn zum erstenmal gehört und dem sich ihre Seele zugewendet hatte. Sie antwortete aber lächelnd:

»Wo wäre es hier nicht schön? Ich habe das Land immer geliebt. Aber seit ich hier oben wohne, sehe ich erst alle seine Wunder.«

Er glitt ins Innere der Laube.

Blätter fächelten, die Sonne warf Gold auf Tisch und Bank. Lichtfunken umtanzten Blanchés Gestalt. Der Wind wehte kühl genug, um auf ihre Gesichter eine sanfte Frische zu legen.

Paul setzte sich. Er verlor sich in Blanchés Anblick und war vom Gefühl des Mitihralleins so beglückt, daß ihm war, sie selbst und nicht der Zufall habe ihm die Gunst verschafft.

Einen Augenblick blieb alles still. Blanchés Herz klopfte.

Paul sah auf die Hände, die die Nadel führten. »Wie jung Sie sind,« sagte er.

Sie spürte die Beengtheit seines Atems. Sie fühlte etwas von dem, was in ihm vorging, und sie errötete ob seinen Worten.

»Sie waren noch ein Kind, als —« er stockte.

Sie hielt den Kopf gesenkt und antwortete ihm nicht. Sie wußte, was er hatte sagen wollen, und daß es aus etwas wie Gegnerschaft gegen den Vater entsprang. Wieder meinte sie fliehen zu müssen. Aber unfreiwillig gefangen, fuhr sie in ihrer Arbeit fort.

Plötzlich berührte er ihre Hand mit der seinen. Sie rückte zur Seite. Durch ihren Körper ging ein leises Frieren.

Vielleicht hatte ihn sein Glück bei den Frauen zu siegesgewiß gemacht. Vielleicht dachte er kleiner von ihr als sie verdiente.

»Blancheflur,« bat er. »Lassen Sie mich nicht so beiseite stehen.«

Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Sie hätte ihm sagen mögen: Verstehe uns recht, deinen Vater und mich, dann wirst du nicht allein sein, aber sie fand das rechte Wort nicht. Und plötzlich erschraf sie ins Innerste. Wenn er glaubte, Gunst von ihr heischen zu dürfen, weil sie solche einem anderen zugewendet! Verwirrt und hilflos saß sie da.

Er fuhr fort: »Warum bin ich Ihnen nicht früher begegnet, viel früher? Es würde vieles anders geworden sein.«

»Glauben Sie?« fragte Blanche. Ihr Blick gab ihm die ruhige, klare Antwort, daß nichts so sei, wie er es sich dachte.

Aber er entzündete sich immer mehr an ihr. — »Sie sind anders als alle anderen,« sprach er weiter. Seine ganze Entrüstung gegen de la Tour vermischte sich mit seinem eigenen brennenden Verlangen. »Und was jetzt ist, kann nicht dauern,« fuhr er weiter.

In diesem Augenblick tauchte mit derselben Plötzlichkeit wie vorher er selbst der Baron in der Laubentür auf, schlank, dunkel, nur höher gewachsen als der Sohn und

steifer, aufrechter, hagerer. Er hatte Blanche gesucht. Er hütete sie seit ein paar Tagen schon. Kleine Zeichen, Blicke nur, Wichtigkeiten hatten seinen Argwohn geweckt. Nun übersah er mit einem Blick die Geschehnisse.

Paul saß Blanche zugeneigt. In seiner Haltung lag die Macht seiner Empfindungen, während des Mädchens Gesicht deutlich ihre Bestürzung und den Wunsch zur Abwehr widerspiegelte.

Zorn und Befriedigung, Freude und noch unbesiegte Zweifel stritten in de la Tour.

»Ich störe wohl,« sagte er, während ein zorniger Spott um seine Lippe zuckte.

Blanche erhob sich und streckte ihm die Hand entgegen. »Komm,« sagte sie mit einem so deutlichen Ausdruck der Befreiung, daß es ihn mit Gewalt ihr entgegenzog. Er schlang den Arm um ihre Hüfte, und sie schmiegte sich an ihn. So standen sie eng beisammen.

Paul war bleich. Er nagte an der Unterlippe. Es war eine wilde Lust in ihm, laut aufzulachen und herauszuschreien, was es gegen dieses Paar zu sagen gab. Allein irgendeine Ahnung, daß er den kürzeren ziehen müßte, hielt ihn noch zurück.

De la Tour sah ihn scharf an: »Meine Gesellschaft gilt dir seit einiger Zeit nicht viel,« sagte er zornig. Er wußte nun, daß es einen Kampf mit dem Sohn galt, und war in voller Bereitschaft.

Paul zuckte die Achseln, als wollte er sagen: Lege das aus, wie du willst.

Blanche, vom Wunsch getrieben, eine harmlosere Unterhaltung anzubahnen, sagte: »Ich sitze schon über eine Stunde hier. Der Blick ins Thal ist wunderbar.«

Da fügte Paul an: »Und ich bin erst vor ganz kurzem hinzugekommen, so daß kein Grund zur Aufregung ist.« Er sagte das mit so offensichtlicher Spitze gegen den Vater, daß Blanchés Ausgleichungsversuch kläglich scheiterte.

»Bei uns war es entschieden behaglicher, ehe du kamst,« entgegnete der Baron mit kalter Schärfe.

»Dem kann abgeholfen werden,« gab Paul knapp zurück. Er erhob sich und verließ die Laube.

Blanche hatte die Arbeit auf den Tisch gelegt. Tränen standen in ihren Augen. Sie schlang die auf dem Tisch liegenden Hände ineinander. Die Zukunft schien ihr verdüstert.

De la Tour sah mit gerunzelter Stirn vor sich hin. Aber der Zorn ging ihm nicht sehr tief; hinter ihm lagen Dinge, die sich noch nicht geklärt hatten. Er grübelte über die eigentliche Ursache von Pauls Betragen nach. Er reimte zusammen, was auf jenem Ausritt geschehen, was seither seinen Argwohn geweckt und was jetzt eben sich ereignet hatte. Er fühlte des Sohnes Mißbilligung seines eigenen Tuns, empfand aber auch sehr wohl, daß jener sich klar

war, wie seine Einmischung ihn, den Vater, aufstacheln mußte. — Wie aber dachte Blanche? Quälte sie sich? Sie liebte den Frieden. Sie meinte es mit allen Menschen gut. Aber — es konnte sie nicht gleichgültig lassen, daß ein Mann wie Paul ihr auf den ersten Blick verfiel. — Ob es nicht Jugend zu Jugend zöge? Er biß die Zähne zusammen. Der Gedanke kam ihn hart an. Dann bedachte er weiter: Blanche hatte sich vorhin mit einer Gebärde, die nicht zu verkennen war, fast hastig in seinen Schutz begeben. War das ein Zeichen ihrer Treue?

So arbeitete es hinter de la Tours Stirn, während die Tränen Blanchés ihren Wimpern langsam zu schwer wurden und in zwei großen Tropfen auf den Tisch niederfielen.

Der Baron sah das. Er wandte sich sogleich ihr zu. »Du sollst nicht traurig sein,« sagte er, wie immer sogleich selber leidend, weil er sie leiden sah.

»Euer Zerwürfniß ist meine Schuld,« klagte sie leise.

»Er soll aber wissen, daß es jemand gibt, der meinem Herzen näher steht als er,« sagte de la Tour.

Blanche griff nach seiner Hand. »Ich werde dafür in der Welt nichts kennen als dich,« sagte sie mit einem inbrünstigen Drang zur Wahrheit.

Es faßte ihn seltsam an. Ihr Liebreiz, ihre Jugend, die von Menschentum abliegende Zartheit, die fast mehr in ihren Empfindungen, als in ihrem Äußern sich aussprach,

die Gewalt einer ihm nie begegneten Anhänglichkeit, die weniger bewiesen als im Ausdruck ihres Blickes verheißen war, erschütterten ihn wieder. Er streichelte ihr Haar. »Wer so gut wäre wie du!« sagte er.

Und Blanche ließ sich trösten. Es war doch alles gut, dachte sie. Und der andere — Paul mußte das einsehen und sich zurückfinden zu ihnen.

Auch de la Tours Gedanken kehrten zu diesem anderen zurück. Sie quälten ihn, während er mit Blanche die Laube verließ. Paul war jung und begehrenswert, dachte er wieder. Und er mißtraute sich selbst. Warum ergriff ihn Blanchés Wesen so? Machte es ihn blind?

Der Baron Robert de la Tour war selbst in seinem Leben zu wenig beständig gewesen und vielleicht seiner selbst auch jetzt noch zu wenig sicher, als daß er an die Beständigkeit eines anderen Menschen ohne weiteres geglaubt hätte.

II.

Der Kampf ging weiter und nahm zu an Erbitterung.

Paul de la Tour war nicht abgereist, wie es nach seinem Weggang aus der Laube den Anschein gehabt. Er hatte wohl wieder mit dem Gedanken gespielt. Aber etwas Mächtigeres hatte ihn festgehalten. Er konnte nicht von Blanche fort. Er glaubte auch noch nicht, daß der Weg zu ihr ihm versperrt sei. Er kümmerte sich nicht um den

Vater. Wie ein Blinder hartnäckig einen Weg tappt, so begann er jetzt Blanche mit Aufmerksamkeiten zu verfolgen. Mit Blumen, die er sich vom Gärtner aus den Treibhäusern schneiden ließ, mit kleinen Geschenken, die er sich aus der nächsten Kleinstadt holte, warb er um sie, genau wie es sein Vater vordem getan, aber er ließ ihr auch Juwelen aus der Hauptstadt kommen.

Das schuf neue Verlegenheiten.

Blanche fühlte sich bedrängt, verwirrt. Sie wollte Paul erklären, daß sie ihre Liebe nicht ein zweitesmal verschenken könnte, aber sie hatte eine tiefe Scheu davor, ihr Innerstes aufzudecken. Sie nahm Pauls Freundlichkeiten anfänglich mit der raschen Freude entgegen, die ein Zeichen ihrer Jugend war, aber auch der Hoffnung entsprang, aus seiner werbenden Güte den Nutzen einer Versöhnung mit dem Vater zu ziehen. Als jedoch seine Gaben kostbarer wurden, als sie mehr bedeuteten als kleine Huldigungen, erschrak sie aufs tiefste, wagte aber auch dann noch nicht, Paul durch Zurückweisung zu verletzen. Sie hatte indessen dem Baron gegenüber nie ein Hehl daraus gemacht, daß Blumen oder Süßigkeiten, die er auf ihrem Tisch fand, von Paul kamen. Auch das Armband, das dieser ihr eines Tages verehrte, trug sie zu de la Tour und befragte ihn, wie er über die Möglichkeit der Annahme denke, ihm darlegend, daß Ablehnung den Geber wohl verletzen müßte.

Des Barons Züge waren schwer zu enträtseln, während er sie anhörte. Er wohnte der wachsenden Leidenschaft des Sohnes längst als scharfäugiger Zuschauer bei, immer den Wunsch in sich fühlend, den Eindringling zu entfernen und doch vor dem endgültigen Bruch zurückzureden, immer aber auch noch gespannt, wie Blanche sich verhalten werde. Es war, als ob tausend Ohren in ihm auf das lauschten, was sie sagen würde, tausend Augen eine jede ihrer Erregungen und Bewegungen verfolgen würden. Nie fand er einen Makel an ihr und spürte doch hinter ihrer lauterer Offenheit stets noch nach Heimlichkeiten. Er gewann es aber jetzt über sich, ihr lächelnd und gütig zu raten, das Schmuckstück zu behalten und zu tragen. Dem Geber gegenüber schwieg er noch, trug nur, wenn er mit ihm sprach, ein halb überlegenes, halb mitleidiges Lächeln im Gesicht, das ihm der Sohn mit einem Zug zornvoller Geringschätzung, der ihm in den Mundwinkeln zuckte, vergalt.

Aber Paul ruhte nicht. Blanche fand auf ihrem Zimmer einen Ring, dessen kostbarer Rubin gleich einem Tropfen Taubenblut zwischen zwei Brillanten leuchtete. Wieder suchte sie bei de la Tour Rat.

Ihn faßte das Böse. Ging so unverdrossener Werbung nicht etwelche Ermunterung voraus? fragte er sich. Aber ein Blick in Blanchés ernstes, unschuldsvolles Gesicht hemmte das verdrossene Wort, das ihm auf die Zunge

kommen wollte. Er zwang sich gewaltsam zur Ruhe und sagte: »Warum soll er dich nicht verwöhnen? Es zeigt mir nur, wie wohl ich gewählt habe.« Und wieder einmal von der Erkenntnis seines eigenen Glücks erfaßt, nahm er sie an sich und küßte sie heftig.

Blanche tat nach seinem Rat. Aber sie war nicht freien Herzens und schloß den Ring mit dem Entschluß in ihren Schmuckkasten, ihn nicht zu tragen.

De la Tour indessen konnte sich nicht enthalten, über der nächsten der gemeinsamen Mahlzeiten, die allen dreien längst zur Ungemütlichkeit geworden und bei denen sie sich schwere Mühe gaben, ein oberflächliches und harmloses Gespräch aufrechtzuerhalten, das Gesicht plötzlich dem Sohne zuzuwenden und zu sagen: »Du bist ja äußerst freigebig gegen Blanche. Ich danke dir, daß du sie so auszeichnest.«

Pauls Gesicht bedeckte sich mit Blut. Das Wort der Erwiderung bot sich ihm nicht sogleich. So verneigte er sich nur stumm gegen den Vater. Aber der leise Spott in de la Tours Stimme stach ihn und er erwog blitzähnlich, ob er die Tatsache, daß Blanche auch von seiner letzten Gabe dem Vater Mitteilung gemacht, nicht als endgültige Niederlage seiner eigenen Bemühungen betrachten sollte.

Blanche fühlte, wie hart ihn all das ankam. Sie empfand Mitleid. »Sie dürfen mich nicht so verwöhnen,« sagte sie, indem sie sich an ihn wandte.

Er sah sie mit einem merkwürdigen Blick an. Der freundliche Ton ihrer Worte, die Erkenntnis, daß sie bestrebt war, ihm eine Verletzung zu ersparen, weckten neue Hoffnung in ihm. Er war wie blind.

Schon nach zwei Tagen, in einem Fieber der Empfindungen, das ihm jede Klarheit der Beurteilung nahm, litt er in die nächste Kleinstadt, fand dort bei einem Trödler eine Vase von großem Wert, füllte sie mit den herrlichsten roten Rosen und sandte sie durch Dame Marthe an Blanche.

Dame Marthe war ein bekümmertes Bote. Sie hatte die Vorgänge längst bemerkt, die sich im Schloß abspielten, und sie traute dem Ausgang nicht. Ihr schien der Kampf zwischen Vater und Sohn zu ungleich. Wie konnte, so dachte sie, ein Mädchen schwanken, das die Wahl zwischen dem Alternden und dem in der Blüte seiner Gaben und Jahre Stehenden hatte? Sie wußte selbst nicht, wem sie den Sieg gönnen möchte. Sie liebte, seit ihre Mutter gestorben war, das Geschlecht, nicht nur den einzelnen.

Blanche sah ihre Bedenklichkeit, als sie bei ihr eintrat. Ihr Gesicht sagte, daß diese Dinge nach ihrer Meinung ein gutes Ende nehmen könnten. Und Blanche zögerte. Die Bedrängnis, die ihr Inneres seit Tagen erfüllt hatte, war auf ihrem Höhepunkte. Sie fragte: »Für mich diese Rosen?« Sie wußte die Antwort.

»Von Herrn Paul,« sagte still Dame Marthe.

»Setze die Vase im Turmzimmer auf den Tisch,« befahl Blanche mit plötzlichem Entschluß. Sie wollte ein Ende machen. Sie sah nicht, wie schön die Rosen waren. Ihr Anblick bemühte sie. Warum bedrängte man sie so?

Dame Marthe war erstaunt. Sie wußte im Augenblick nicht, ob sie recht gehört hatte. Dann trug sie die Rosen wieder hinaus. Und sie sah Blanche noch vor sich, zart, blaß, mit werkwürdig bekümmerten und wissenden Augen.

Im Turmzimmer wurde wie immer der Tee genommen.

Blanche erwartete die Männer. Auf dem niederen runden Tisch standen die Rosen und glühten, während ein Sonnenstrahl durchs Fenster fiel und sie traf. Sie glühten, als brenne im Innern einer jeden ein Feuer und durchleuchtete die Blätter. Auch eine goldene Dose, die auf dem Tisch stand, wurde von dem Strahl getroffen. Sie gab ihn scharf und kalt zurück. Vielleicht schienen darum die Rosen so rot wie frisch ersprungenes Blut.

De la Tour und sein Sohn trafen im Korridor zusammen. Sie grüßten einander mit der kühlen Höflichkeit, die sie einander gegenüber beobachteten, weil Sitte und Erziehung sie von einem offenen Bruch noch abhielten. Der Vater kam vom Feld. Er war im knapp anliegenden Reitanzug, der die wohlerhaltene Gelenkigkeit seiner Gestalt besonders erkennbar machte.

»Du warst ausgeritten?« fragte Paul beiläufig, während er dem Vater den Vortritt ließ.

»Wie jeden Tag um diese Zeit,« gab der Baron leichtthin zurück und trat über die Schwelle. Dann erblickte er die Base mit den Rosen und gewahrte Blanche, die etwas blaß und mit ernstem Gesicht hinter dem Tisch stand. Er preßte die Lippen zusammen; er wußte, woher die Blumen kamen und wem sie galten. Und seine Geduld war zu Ende.

Aber auch Paul sah die Base.

Gewitter lag in der Luft.

»Deforation,« sagte de la Tour, indem er sich zu Tisch setzte. »Festdeforation,« fügte er hinzu. Er hatte Blanche nicht begrüßt. Üble Laune ließ ihn kaum wissen, was er denken und tun sollte.

Paul begab sich an seinen Platz.

Blanche aber stand plötzlich neben de la Tour. Die Hand auf seine Schulter gelegt, sagte sie laut und fest: »Schon wieder ein Geschenk, Herr Paul! Es wird der Güte zu viel. Und — — ich möchte nicht mißverstanden sein. Ich möchte künftig alles, was mir bestimmt sein soll, nur aus der einen Hand empfangen, deren Wohltun ich mich anvertraut habe.« Sie neigte sich ein wenig. Ihre Lippen lagen knapp aufeinander.

De la Tour war erstaunt, gepackt. Immer wieder legte sie für ihn Zeugnis ab! Er bog sich nieder und küßte ihre Hand.

Paul sah auf seine Tasse nieder. Er hatte die Empfindung, daß er Scherben sehe. Aber alles schien ihm so widersinnig, so fremd. Er konnte sich nicht finden und verlor einen Augenblick alle Haltung. Dann lachte er laut auf. »Märchen,« sagte er. »Das Märchen von der schönen Abisag von Sunem, nur mit umgekehrter Lösung. Wenn — es die Lösung ist.« Er stand auf. Er schob geräuschvoll den Stuhl zur Seite und ging hinaus.

Blanche stand mit gefalteten Händen da. Es war ihr weh. Aber sie sah de la Tour an. Bei ihm lag ihr alle Entscheidung.

Dieser fühlte wie nie zuvor, daß er in ihrer Schuld war. Er erschrak fast vor der Macht ihrer Treue und vor der Verpflichtung, die, wie er wohl empfand, sie ihm brachte. Aber er fühlte auch eine sonderbare Versöhnlichkeit gegen den Sohn, der ihm jetzt in gewissem Sinn ein Genosse seiner Empfindungen war. Er schüttelte leise den Kopf, als wollte er ihr bedeuten, daß sie Paul nicht zürnen möge. Dann sagte er:

»Laß uns auf das alles nicht achten. Was tut es, wenn wir allein bleiben, wir zwei!«

Blanche füllte die Tassen. »Wünschtest du nicht, daß ich dir nicht begegnet wäre?« fragte sie.

Da stand alles in ihm auf, was sie geweckt hatte. Er sagte ihr leidenschaftliche Worte: daß er noch niemand geliebt, wie sie. — Und wenn er es auch vordem anderen

gesagt, so glaubte er es doch jetzt. Und es war vielleicht wahrer denn je.

Sie überließen sich ihren Empfindungen.

Dann saßen sie lange beisammen und sprachen davon, wie alles gekommen und daß es nie sich ändern solle. Sie gingen denselben Abend Seite an Seite in das Land hinaus. De la Tour trug das Bewußtsein eines neuen Sieges in sich und seine Augen ergöhten sich am Bild Blanchés, deren Anmut größer war denn je. Sie aber spürte, wie er in ihrem Bann war, und dachte nicht daran, daß sie in seinem Leben nur eine von vielen war.

Einmal sprachen sie von Paul. Der Baron sagte: »Er muß lernen, sich mit uns zu freuen.«

»Er muß an uns glauben lernen,« sagte Blanche mit Bedeutung.

Sie verstummten wieder nach diesem Wort und gingen jedes nach seiner Weise in Gedanken den Wegen nach, die zu seiner Erwahrung führen konnten. De la Tour wußte keine Lösung. Aber Blanche, die den Willen zur Wahrheit hatte, sah in der Zukunft ein helles Licht.

Am Abendessen ließ Paul sich entschuldigen.

De la Tour gedachte mit ihm zu reden. Aber er verschob es. Er konnte sich von Blanche diesen Abend nicht losreißen.

Inzwischen ließ Paul seine Koffer packen. Er war auf tiefste erregt. Er begriff Blanche Tissot nicht und sah doch

aufs neue, daß er sie nicht mit dem Alltagsmaß messen durfte. Sein Hohn verstummte. Er fragte sich, ob wirklich vor seinen Augen ein Außergewöhnliches sich vollziehe, ob Frühling und Herbst sich zu einem Bund gefunden. Etwas wie Ehrfurcht rührte ihn manchmal an. Er sagte sich, daß er sich früher um die Lebensgewohnheiten des Vaters wenig Gedanken gemacht, daß er ihn als Mann von Welt wie sich selbst gesehen und daß erst in jüngster Zeit sich in ihm selbst etwas gegen ihn aufgelehnt hatte. Das freilich legte sich auch jetzt nicht, im Gegenteil, er grollte de la Tour mehr als je; aber er konnte an Blanche nur mit einer Art beflommener Achtung denken, und nun schien ihm gerade in ihrer Ungewöhnlichkeit etwas zu liegen, was den Vater entschuldigte. Ging nicht vielleicht von ihr eine Gewalt aus, die jenen zu einem völlig anderen gewandelt hatte? Seine Erwägungen brachten ihm selbst indessen keine Ruhe. Es blieb ihm zuletzt nichts als eine bohrende Sehnsucht, eine tiefe Unbefriedigt-heit und der Wunsch, den Ort zu verlassen, der für ihn ständige Qual bedeutete, wobei er mit Genugtuung empfand, daß seine plötzliche Abreise den beiden schmerzlich sein würde, denen er, wie er wohl wußte, nicht gleichgültig war. Er begann auch, sich an Menschen und Dinge in der Großstadt zu erinnern, die dazu angetan waren, ihm jetzt Trost zu sein und ihm über die Leere hinwegzu- helfen, die in ihm gähnte.

Nach einigen Stunden der Rastlosigkeit, die er bald in nervösem Auf- und Abgehen, bald, in einen Lehnstuhl geworfen, in ein Buch starrend, ohne zu lesen, verbrachte, entdeckte er in seinem Kursbuch einen Nachtzug, den er noch erreichen konnte. Er gab Befehl zum Anspannen und fuhr, als in des Barons Zimmern das Licht längst erloschen war, aus dem Schloßhof.

De la Tour vernahm das Rollen seines Wagens nicht. Nur Dame Marthe wußte um seine Abreise, und sie war sein Fortgehen zufrieden. Ihr schien, daß zwischen den Zweien, die zurückblieben, noch Dinge sich klären müßten, die ein Dritter nur stören konnte.

Sie war es, die de la Tour am Morgen meldete, daß der Sohn das Schloß verlassen habe und ihm dessen Brief übergab, der die Worte enthielt: »Ich gehe. Ein Wiederkommen dürfte für alle Teile nicht wünschbar sein.«

De la Tour zeigte Blanche diesen Brief nicht, um sie nicht neu in Betrübnis zu stürzen. Aber sie empfand solche schon, als sie von der Abreise erfuhr. Das Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn, an dem sie sich die Schuld beimaß, beschattete lange ihre Tage. Freilich vergaß sie ihres Kammers sehr oft über dem Glück, das sie erfüllte. De la Tour mied ja noch immer die große Welt und ließ sich von keiner noch so dringenden Mahnung der Freunde in die Hauptstadt zurück nötigen. Er lebte seinen Gutsherrnpflichten, seiner Wissenschaft, und ihm genügte

die ständige Gesellschaft des merkwürdigen Mädchens, dem er den Namen Blancheflur gab.

Daß sein Sohn nichts mehr von sich hören ließ, bemerkte de la Tour zwar, es schmerzte ihn auch in irgendeinem Seelenwinkel, aber es störte seinen Frieden nicht. Seine Arbeit war sein kurzer Werktag, sein langer Sonntag war Blancheflur. Sie war ihm ein nie sich erschöpfendes Wunder. Sie ging geräuschlos durch die Stuben des Schlosses. Ihre anmutvolle Lautlosigkeit und Anspruchslosigkeit taten ihm wohl. Zauber lag für ihn über ihr. Bald fesselte ihn der ernste, versonnene Blick ihrer großen Augen, bald das Spiel ihrer schmalen, kleinen, gütigen Hände. Jetzt entzündete ihn eine plötzliche Fröhlichkeit, die ihn selbst ansteckte, so daß sie sich einander im Fangspiel durch die Zimmer jagten oder über die törichtsten Dinge lachten wie die Kinder. Dann zeigte Blanche sich ihm in einem neuen Kleid, mit dem er sie beschenkt — und erschien ihm schöner als je. Und jetzt entzündete ihre leidenschaftliche Zärtlichkeit sein Blut.

Aber es war nicht Rausch. Am Grund alles dessen war eine tiefe Ruhe, eine fast feierliche Wunschlosigkeit.

Je mehr sein Staunen über Blanches Lauterkeit wuchs, um so mehr Vertrauen fühlte er und um so stärker das Bedürfnis, ihr dieses Vertrauen zu beweisen. Er gestand ihr, daß er sich über ihre Treue gewundert, daß er nicht begriffen habe, wie Pauls Vorzüge sie jenem nicht gewonnen.

Sie schaute erstaunt und nachdenklich zu ihm auf. »Das durfst du nicht,« sagte sie ernst. »Wie sollte man sich zum zweitenmal verschenken können.« Und sogleich empfindend, daß ihre Worte ihn als Vorwurf treffen mußten, legte sie ihre Hand auf die seine und fügte hinzu: »Ihr Männer seid wohl anders als wir. Eure Liebe wogt und schwingt mit eurem Blut. Eine Frau aber — uns wird, was wir fühlen, Lebenssaft, der alle Adern füllt. Eure Liebe ist in den Augen, die unsere Schönheit trinken, solange sie euch neu erscheint, im Gefühl, dem wir eine Weile süß sind, aber sie weckt selten das tiefste in euch, das euch erkennen ließe, was an uns unvergänglich ist. Wir sehen in euch nicht Vollkommenheit, wir erkennen, wo ihr schwach seid, und wenn wir es nicht wissen, so ahnen wir, daß ihr uns enttäuschen werdet. Aber wir lieben euch doch. Und wenn wir aus unseres Herzens Einfalt einen von euch zu unserem Ideal gemacht, so glauben wir an ihn, und der Glaube ist unser Leben.«

De la Tour erhob sich. Er wußte im Augenblick nicht, was er aus ihr und ihrem Philosophieren machen sollte. Aber, als er sie ansah, erkannte er, daß, was sie sagte, nicht aus Büchern gelernt war. »Wo hast du diese Erkenntnisse her?« fragte er.

»Ich habe viel nachgedacht,« antwortete sie einfach und legte die Hände im Schoß zusammen.

Er wartete, daß sie fortfahre.

Und sie sprach weiter: »Ich schlafe manchmal nicht nachts und — als ich sah, daß zuerst meine Verwandten und dann dein Sohn mich nicht verstanden, habe ich versucht, mir Rechenschaft zu geben.«

Des Barons Gewissen schlug. Er gestand sich, daß er die Verhältnisse nicht erwogen. Aber während er bisher vielleicht solche Regungen mit dem Achselzucken und der Oberflächlichkeit des großen Herrn überwunden haben würde, regte sich jetzt in ihm der Wunsch, der Frau vor ihm an Wahrhaftigkeit nicht nachzustehen. Sie war kein gedankenlos leichtfertiges Wesen, das vielleicht in irgend-einer Laune sich ihm hingeeben, sie war ein in den Monaten des Zusammenseins mit ihm in einsamen und vielleicht schweren Stunden reif gewordener Mensch. War sie ihm aber bisher halb ein Traum, halb ein Spielzeug gewesen, so fühlte er jetzt, daß er eine Ebenbürtige vor sich hatte, ihm nachstehend vielleicht an Standesvornehmheit, überlegen aber an Festigkeit des Willens und Reinheit des Herzens. Er küßte an diesem Abend die kleine Hand der Blanche Tissot nicht mit der Leidenschaft des Liebhabers, sondern mit der Ehrfurcht eines Schülers.

In diesen Tagen ließ de la Tour sich von seinem Rechtsvertreter in der Hauptstadt das Schriftstück kommen, in dem sein letzter Wille aufgezeichnet war. Allein in seinem Arbeitszimmer, änderte er den wichtigen Akt und von da an stand der Name der Tissot darin.

In diesen Tagen erwog der Baron auch zum erstenmal einen neuen Gedanken, über den er vor Monaten noch gelacht haben würde. Er saß weit in seinen Lederlehnstuhl zurückgebogen. Es war still im Haus, vor den Fenstern lag klare, lautlose Nacht. Das einzig Lebendige war das große Perpendikel der schwarzen Ständeruhr, das gelassen hinter seiner Glascheibe hin und herschwang, und einmal tat die Uhr elf Schläge, die einen schönen, tiefen, klingenden Wohlklang hatten. Standesvorurteile erhoben sich in de la Tour. Sie waren wie kleine, schwarze Teufel, die den Gedanken, der ihm vorhin gekommen war, packten und mit höhnischer Gehässigkeit hin und her zausten. Neue Erwägungen gesellten sich der ersten: Mochte sich ein Mann in seinen Jahren nicht zum Gespött der Welt, wenn er solche Pläne hegte? Was würde sein Sohn sagen? Und würde er selbst es nicht bereuen, seine Freiheit, die er geschätzt und genossen, noch einmal aufgegeben zu haben? —

Er dachte den seltsamen Einfall an diesem Abend, an vielen kommenden nicht zu Ende.

Aber eines Tages stand er auf der Schwelle, die zwischen seinem und Blanches Zimmer lag, und drehte das Licht auf. Die Geliebte erwachte nicht; denn sie schlief, wenn sie schlief, den tiefen, durch nichts zu störenden Schlaf des gesunden und schuldlosen Kindes. Ihr einer Arm ruhte unter dem kleinen Kopf, eine der langen, dunklen

Flechten überrieselte das feine, weiße Glied. Am schmalen Gesicht zuckten die zarten Lider, als träume die Schlafende. De la Tour betrachtete sie. Seine Sinne erwachten nicht. Aber es war ihm, als hänge an diesem Kinde das Heil und der Friede seiner Tage. Nichts in seinem Leben war ihm so bedeutsam gewesen. — Nichts von all dem, was er besaß, galt ihm was die, die dort schlief. Sollte er sich nicht zu ihr bekennen?

Er löschte das Licht. Er suchte sein eigenes Lager auf. Seit seiner Kinderzeit lag er zum erstenmal mit gefalteten Händen. Nicht um zu beten, aber es war etwas weit und still in ihm, und er empfand eine Art tiefer Erkenntlichkeit gegen irgendeine Schicksalsgewalt. —

Allmählich trat in das Verhältnis der beiden etwas Neues. De la Tour hatte bis dahin kaum an eine Dauer gedacht. Jetzt erkannte er, daß Blanche ihm unentbehrlich zu werden begann, daß er liebte, ihre Hände die Nadel führen, die Tasse ihm bieten zu sehen, ihrem Blick zu begegnen, zu wissen, daß sie in der Nähe und seinem ersten Rufe erreichbar sei. Sie sprach und tat nichts, was ihm mißfallen hätte, gar vieles aber, was ihn freute, verwunderte oder ergriff. Und er verhehlte sich nicht, wie er sie achtete. Wenn er sie vom Pferde hob, ihr, wie er es in der großen Welt gewohnt war, den Arm reichte, um sie zu Tisch zu führen, wenn er sie am Morgen begrüßte oder

an ihrer Seite sich ins Land hinaus begab, war er längst nicht mehr der Herr und Eigener, sondern der Ritter, der sich sorglich um sie mühte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Schicklichkeit, die im Verkehr der beiden lag, ihrer Umgebung auffiel. Dame Marthe war ihrer lange inne, und da sie Blanche schon längst in ihr Herz geschlossen und ihre Vorliebe für alles, was de la Tour hieß, nicht erst zu entdecken brauchte, so gab sie, die mit den Jahren selbst eine stille Abgeklärtheit gewonnen, sich wohligh dem Behagen hin, das das Schloß jetzt atmete. Sie bemühte sich auch mit verhehlter Nührung und mit aller Kraft ihrer Opferwilligkeit um die beiden und fügte sich so wohl in den schönen Rahmen ihres Lebens ein. Ihr zunächst war es außer dem Gesinde, das je nach Veranlagung mit Neugier, Befriedigung oder Neigung zur Kritik Zeuge der Vorgänge war, Doktor Abry, der mit wachsendem Erstaunen Blanche Tissot im Schloß Boden gewinnen sah. Seine Lust zu anzüglichem Spott versiegte. Er vergaß, darauf zu pochen, daß sein Rat den Baron so gründlich verjüngt hätte, während er selbst in Blanches Bann geriet. Er begann de la Tour zu beneiden. Um ein Wort mit Blanche Tissot vergaß er selbst das Kartenspiel. Und er trug Blanches Lob hinunter ins Dorf.

In St. Martin gingen allerlei Mären um. Man war nicht nur erstaunt, wie lange die Nichte des Verwalters

im Schloß blieb, man konnte auch nach und nach beobachten, wie der Schloßherr sie auszeichnete und wie sie in eine Stellung rückte, die derjenigen der einstigen Herrin sehr ähnlich war. Marie Brun, die Händlerin, die sich schon kaum mehr erinnern konnte, wann de la Tour zum letztenmal sie und ihren Laden mit seinem Besuch beehrt, tat die gutmütigen Augen weit auf und spähte nach Blanche aus, wenn sie je durchs Dorf kam, und sie gestand sich, daß sie nie etwas Kindlicheres, Lieblicheres gesehen, wob um sie einen Märchenschleier und trug, indem sie ihren Kunden neidlos von der Elfenhaftigkeit der Tiffot schwärmte, viel dazu bei, daß man anfing ernstlich zu glauben, der Baron sei von etwas wie einer Fee verzaubert. Justin Fleurier, der Bauer, freilich sprach zu seinem Weib von der kleinen Mélie, die längst auf dem Friedhof lag, und meinte, daß der Schloßherr sie wohl ebenso wie dieses Kind der Tiffot geliebt und, hätte sie gelebt, sie vielleicht ebenso erhoben hätte. Und eine andere glaubte noch weniger an Zauber noch Elfen. Die Meunier trug noch immer ihr heißes, von einem bohrenden Neid und Gram durchwühltes Herz. Sie ballte heimlich die Fäuste, daß die Nägel ins Fleisch drangen, und preßte die Zähne tief in die Lippen, wenn man ihr von Blanche Tiffot sprach oder sie sie zu Gesicht bekam. Und sie wartete, daß die Stunde für jene kommen würde, wie sie für sie gekommen war.

Es war ein glühender Sommer. Die Wiesen färbten sich rot, wo nicht die Kanäle sie wässerten, die de la Tour hatte ziehen lassen. Die Felsen waren wie die Platten eines brennenden Herdes. An den Bäumen hingen die Blätter schlaff und vertrocknet und auf den Straßen lag der Staub bald so hoch wie im Winter der Schnee. Aber der Fluß hatte reichlich Wasser; denn Gletscher in fernen Bergen speisten ihn. Er wälzte seine Flut, die nicht eben klar war, und die dichten Weiden an seinen Ufern gaben ihr das lange Blätterhaar zum Spiel. Zwischen diesen Weiden war es kühl, denn der rasche Trieb des Wassers brachte einen Luftzug mit sich, der ihre Zweige rauschen ließ. Zuweilen taumelte ein Schmetterling daher, wie eine fliegende Blume in der Sonne schimmernd. Zahllos waren die Mücken, die hier schwirrten und tanzten, und Georgette Meunier, die an einer buchtähnlichen Stelle des Flusses saß, wo das Wasser stiller und das Ufer dichter belaubt war, mußte mit ihrem Handtuch immer wieder der lästigen Gäste sich erwehren.

Georgette Meunier kam seit Wochen täglich hier heraus, um zu baden. Es war eine geraume Entfernung vom Haus ihres Vaters; allein der Weg führte immer dem Fluß entlang an lauter Feldern vorbei, die dem Baron de la Tour gehörten, und es war vielleicht mehr dieser Weg, der das Mädchen lockte, als das Bad. Es konnte

möglich, einmal möglich sein, daß der Baron hier vorüberritt oder vorüberging. Die Meunier wußte nicht, was sie hoffte oder erwartete. Manchmal dachte sie vielleicht, es würde ihr leichter werden, wenn sie den Mann, den sie verloren, einmal wieder von weitem sähe. Ein andermal hatte sie den Wunsch, irgendein Wort noch von ihm zu hören, das ein freundlicheres Ende bedeutete als jener Besuch am Krankenbett. Und wieder ein andermal brannte sie die Neugierde, die vielleicht an seiner Seite und ganz aus der Nähe zu erspähen, von der im Dorfe jetzt so viel Aufhebens gemacht wurde. — Das Baden? Ja, das Baden betrieb sie daneben eigentlich nur wie im Schlafwandel. Wenn sie die Kleider abstreifte, wenn der Tag über ihren nackten Körper hereinbrach, Hitze ihn wie mit Nesseln brannte oder fühle Atemzüge der Luft die Haut streichelten und leise Schauer des Behagens durch ihre Glieder jagten, war sie mit ihren Gedanken doch immer noch beim Weg, auf dem sie gekommen und auf dem sie dem Erwarteten wieder und wieder nicht begegnet war. Sie lauschte noch auf diesen Weg hinaus, nicht mit dem Gehör allein, mit all ihren Sinnen, der Körper selbst schien mit zu lauschen, dieser schöne, üppige, vom Tag angeglühete und von innerem Feuer brennende Körper. — Auch heute war dem so. Georgette hatte die Füße ins Wasser getaucht und watete dann hinaus bis gegen die Mitte des Flusses. Die Wellen schwangen sich

wie Heere kühler Schlangen mit flüchtigem Schmiegen und leisem Rauschen an ihren Gliedern hin. Manche warfen sich mit heftigem Anprall gegen sie und drohten sie mitzureißen. Aber sie stand fest, und es tat ihr wohl, sich gegen den starken Fluß trotzig zu wehren. Sie tauchte aber nicht hinab, sondern begab sich bald zum Ufer zurück und setzte sich dort abermals ins Gras. Eine Weile dämmerte sie vor sich hin. Instinktiv hielt sie sich dabei die Mücken vom Leib. Niemand war in der Nähe; der eigentliche Badeplatz der Dörfler befand sich viel weiter unten am Fluß.

Was habe ich ihm getan, daß er mich so vergaß, dachte Georgette. Unzählige Male schon hatte sie dieses selbe gedacht. Sie hob die vollen weißen Arme hinter den Kopf und preßte die Hände gefaltet ins reiche braune Haar. Die Brüste spannten sich, die Beine stemmten sich fest wider die Grasscholle, die ihr zum Sitz diente. Was ist an mir, daß er mich nicht mehr mag, grübelte sie weiter. Es war ein Schrei in ihrer Brust, der doch nicht Ausweg fand. Sie haßte ihren Körper, darum, daß er dem einen nicht mehr gefiel.

Ein neuer Einfall zwang sie, sich umzudrehen und in die Büsche zu starren. Konnte nicht jeder unbemerkt an der Stelle vorübergehen? Nicht schon mancher vorübergegangen sein, während das Geräusch des Flusses ihr seine Schritte verhehlte? Sie schob sich von der Stelle,

wo sie saß, hinweg einer Richtung zu, wo sie nur ein paar Zweige auseinanderzubiegen brauchte, um ein Stück des braunen Pfades zu überblicken. Ihr Herz klopfte jetzt. Es mußte jemand kommen, dachte sie. Sie spürte es, wie man irgend ein Ereignis manchmal vorspürt. Sie dehnte den Oberkörper, sie spähte durch die Zweige wie ein Eingeborener im Urwald, der nach Feind oder Wild äugt. Da fiel ihr ein, daß sie nackt war. Sie sah nach ihren Kleidern hinüber, die neben ihrem vorigen Sitz lagen. Aber es war ihr, sie versäume etwas, wenn sie sie holte, und sie blieb wie angewurzelt auf der Wacht.

Niemand zeigte sich.

Eine Bremse stach Georgette. Das merkte sie und es brachte sie zur Erkenntnis, daß sie wohl umsonst lauerte. Eine grenzenlose Enttäuschung und Erschlaffung befiel sie. Sie dachte einen Augenblick daran, sich in den Fluß zu stürzen, damit sie fortgeschwemmt würde, aus dem Elend heraus, ins Nichtmehrwissen.

Aber auch das ging vorüber.

Sie schlug eine zweite Mücke tot. Dann richtete sie sich faul und verdrossen auf, um sich anzukleiden.

Plötzlich, da sie sich wenden wollte, sah sie drüben eine Gestalt auftauchen. Am schlanken Stock, hochgewachsen, mit aufrechtem, energischem Schritt wie ein alter Soldat. Ihr Herzschlag jagte. Alles Blut drängte ihr zu Häupten. Das war er! Noch weit drüben. Aber er kam auf sie zu,

allein. Was wollte sie, überlegte sie. Was half es, daß er kam! Er würde vorübergehen! Es war doch alles zu Ende!

Sie stand ganz still, die brennenden Augen in die Weite geböhrt.

Der Baron kam heran.

Georgette wartete. Nun ging er vorbei, dachte sie wieder. Und als der Ankömmling nur noch zwei Schritte entfernt war, trat sie, wie von einer unsichtbaren Gewalt fortgerissen, in eine Richtung im Buschwerk. Das Feuer der Sonne stürzte sich gierig über ihre Gestalt: die weiße Haut der Schultern, Hüften und Schenkel leuchtete, und über das lange, braune Haupthaar, das sie über die eine Achsel nach vorn genommen, lief ein weicher Glanz, wie er auf frisch aus der Schale gesprungenen Kastanien liegt.

De la Tour verhielt in sprachloser Überraschung den Schritt. Eine Sekunde verging, ehe er sich besann, wen er vor sich habe. Aber der Trieb, ihr durch rasches Vorbeigehen die Scham zu ersparen, kam später als die Erkenntnis, daß sie ihm nicht fremd war.

Georgette sprach nicht. Sie blieb an die Stelle gebannt. Und ein Surren war in ihrem Kopf. Ihr schwindelte.

»Du?« fragte de la Tour. Das Unmögliche des Augenblicks kam ihm zu Bewußtsein. Es war ihm, als tauchten in seinem Rücken Zeugen der Szene auf. Auch der Gedanke an Blanche durchzuckte ihn.

Da erhob die Meunier die vollen weißen Arme. »Warum willst du nichts mehr von mir?« fragte sie.

Er wendete sich ab. Er wollte gütig und ruhig sagen: Das ist vorbei, Kind, und weitergehen. Aber die Furcht, überrascht zu werden, lenkte ihn ab. Auch verstärkte sich die Erinnerung an Blanche und machte ihn merkwürdig unruhig, als sei er auf bösem Weg. Er machte einen Schritt.

Aber Georgette haschte nach seiner Hand. Es fehlte nicht viel, daß sie sich vor ihn hingeworfen hätte.

»Keine Geschichten!« sagte er da in verweisendem und unwilligem Ton. Er löste die Hand aus der ihren und ging. Er hatte die Haltung eines Mannes, der peinlich berührt die Zudringlichkeit eines Almosen Heischenden abgewiesen hat.

Georgette stand mit hängenden Armen da. Dann packte sie das Elend. Ein Schluchzen würgte sie, jetzt in der Brust, jetzt im Hals. Sie stürzte ins Buschwerk zurück, warf sich, wo sie am Wasser gesessen, ins Gras nieder und weinte. Sie weinte so laut, daß es fast ein Heulen war; denn es war in ihr alles zusammengebrochen, was sie gleichsam mit letzter Erwartung und doch schon wieder lebendiger Freude sich aufgebaut hatte. Der Fluß lockte sie noch stärker. Sie schloß die Augen und wollte sich fallen lassen. Aber sie brachte es nicht zustande. Und dann begann sie sich dessen zu schämen, was vorhin gewesen war. Blut

bedeckte ihr Gesicht. Sie kleidete sich mit einer wilden Hast an.

Aber es dauerte lange, ehe sie heimging. Es schien ihr kein Nutzen in der Heimkehr.

Am Ende lief sie nur aus blindem Instinkt wie ein Hund, der zur Schüssel kehrt, ins Dorf zurück. —

De la Tour hatte seinen Weg fortgesetzt. Als er eine genügende Entfernung zwischen Georgette und sich gelegt, sah er sich vorsichtig um und atmete auf. Er hatte keinen Zeugen gehabt. Kein Mensch war nah. Dann bekam er Raum in sich, um zu überlegen, was geschehen war. Unfern am Waldrand stand eine Bank. Dort ließ er sich nieder. Und Georgette tat ihm plötzlich leid. Die Einzelheiten der Begegnung wurden ihm wieder lebendig. Er erlebte das Wunder jener Überraschung erst jetzt. Und in ihm stand etwas auf, was viele Jahre in ihm gewesen war, stand auf wie ein wildes Tier, das plump und schwer sich auf seine Hinterfüße stellt. Warum lief er nicht zurück? Und nahm die Georgette in die Arme, die schöne Georgette, die so anhänglich war und — und — und —

De la Tour stocherte mit seinem Stock im braunen Erdreich, unentschlossen, mit sich selber kämpfend, dann unwirsch und mit sich selbst unzufrieden. Und auf einmal sah er ein Bild. Stand sie drüben, wo der dunkle Wald am Saum der Wiese eine Wand bildete? Oder schwebte sie irgendwo in der Luft? Oder war sie nur in seiner

Seele? Still, zart, voll Anmut und unschuldvoller Sicherheit des Willens! Blanche! Es war, als ginge sie vorbei in einem weißen Gewand, aus dem die Knöchel der nackten Füße sahen. De la Tour wußte nicht, wie es war. Er sah es nicht genau. Es war ihm nur, als müßte er aufstehen und mit gezogenem Hut warten, bis etwas Ehrwürdiges vorübergegangen.

Dann setzte er seinen Weg fort. Es blieb ihm wirr zu Sinn. Die Erinnerung an die Meunier tauchte wieder auf und verging und kam wieder, in der Nacht und noch an manchem Tag. Erinnerungen erwachten. Die Georgette! Welch ein großes, schönes Mädchen sie war! Es lief wie Kraft über von ihr zu einem. Feuer, die kalt gelegen, kamen leise wieder ins Glimmen.

Er hatte bei der Heimkunft Blanche nichts von der Begegnung erzählt. Es fiel ihm nicht schwer, es zu verhehlen. In der großen Welt lernte man das. Aber es hemmte ihn heimlich etwas. Er hatte einige Mühe, seine Gedanken zu ihr und dem zu zwingen, was sie sagte.

Allmählich gewann indessen ihre gleichmäßige, anmut- und liebevolle Art ihn sich zurück. Er mußte ihr dankbar sein. Er fühlte ihren Wert, sein eigenes Glück. Sie ahnte nichts davon, daß noch ein Zwiespalt in ihm blieb.

Aber der Zwiespalt war noch da. In Blanchés Armen erfaßte den Verschwender seiner Gefühle zuweilen jäh die Erinnerung an die Gestalt zwischen den Weidenbüschen.

Wie Katzen sprang es in ihm auf und krallte sich in seiner Seele fest. Schön war die Georgette! Und sie tat ihm leid um ihrer großen Liebe willen. Warum verstoßest du sie? fragte er sich.

In den Nächten, da er allein mit seinen Gedanken war, war der Kampf besonders hart. Stundenlang lag er wach.

Es blieb nicht aus, daß seine Nöte sich zuletzt in seinen Zügen spiegelten. Blanche wurde aufmerksam. Ihre Blicke folgten ihm. Sie war nicht unruhig. Sie trug in sich etwas wie eine Gewähr für seine Treue. Er arbeitete viel. Es schien ihr natürlich, daß er sich ihr nicht immer so restlos widmen konnte wie in der ersten Zeit. Eines Tages fiel ihr ein, daß ihn vielleicht nach der Hauptstadt verlange und er ihr von diesem Wunsch nicht sprechen möge. Sie ging zu ihm: »Du entbehrst das Leben der großen Welt,« sagte sie. »Es wird dir einsam hier. Du möchtest Geselligkeit und Freunde wieder haben.«

Er war maßlos erstaunt. Dann erschrak er, weil er sich entdeckt sah. »Wie sollte ich?« widersprach er aber. »Ich brauche das Gewühl der Stadt nicht mehr. Zudem — ich könnte jetzt hier nicht fort, wo soviel dringende Arbeiten begonnen sind.«

»Denke nicht, daß ich es dir nicht gönnte. Geh, wann und auf wie lange du willst. Ich werde geduldig warten, bis du wieder kommst.«

Kein Wort, kein Gedanke, daß sie ihn begleiten möchte!

Er fragte unwillkürlich, halb aus einer Art Eifersucht, halb aus Neugierde: »Würdest du mich nicht entbehren?«

Ihr Gesicht blieb glatt und still. »Das weißt du,« sagte sie ganz schlicht. Aber er sah in ihrem Blick schon die Trauer und das Heimweh. Er schämte sich, wie er sich oft vor ihr schämen mußte.

Denselben ganzen Tag blieb Georgettes Bild seiner Seele fern.

Doch die Versuchung kehrte zurück.

Einmal ritt er fort und trieb sein Pferd in jagender Eile durchs Dorf. Er ritt an einem Feuer vorüber, das ihn anzog und dessen Nähe er doch mied, weil er die Wunden scheute.

Endlich, als aus einer wachsenden Hast seines Wesens seine innere Unrast immer deutlicher erkennbar wurde, erriet Blanche mit dem Spürsinn des liebenden Weibes, was ihn plagte. Sie hatte den Gedanken nie von sich gewiesen, daß ihm eines Tags abermals jemand begegnen könnte, der seinen Sinn gefangen nähme. Einer, dessen Leben ein ewiger Wechsel gewesen, entzog sich dem Zauber solchen Wechsels nicht so leicht. Der Gedanke hatte sie wohl bedrängt, allein er vermochte nicht, ihr inneres Gleichgewicht zu stören. Sie glich einem in ein Tuch gehüllten Weib, dessen schützende Hülle der Sturm ergriff, die aber mit beiden Händen sie hält, so daß nur die Enden

im Wind flattern, Enden, die zuletzt auch die Hand wieder bewältigt. Sie sah de la Tours Sinn wohl fliegen; wie den Mantel im Sturm, allein sie traute, daß er ihr wiederkehren werde. In ihr war eine solche Gewalt der Treue, daß sie überzeugt war, sie sei ebenso zum Kern seines Wesens geworden, wie er zu ihrem.

Eines Tags fand sie ihn besonders zerstreut. Er ging aus und hieß sie nicht mitkommen. Er kehrte heim und suchte sie nicht auf wie sonst, sondern setzte sich sogleich in sein Arbeitszimmer. Auch nachher war sein Herz nicht bei seinen Liebkosungen. Nur manchmal schien er plötzlich wie sich auf eine Pflicht zu besinnen und zeigte ihr Güte und Aufmerksamkeit.

Als sie am Abend sich in ihre Zimmer begaben, küßte er Blanche auf die Stirn. »Schlafe wohl,« sagte er mit einem unterdrückten Seufzer. Es war etwas wie Selbstbemitleidung in seiner Art. Auch das Väterliche trat in seinem Benehmen gegen sie mehr zutage, als wollte er andeuten, daß ihr junges Leben noch weniger Sorge kenne als das seine. Er strich ihr sanft übers Haar. »Du wirst bald schlafen,« sagte er. »Ich höre immer schon deinen leisen Schlummer, lange bevor ich selbst Schlaf finde.«

»Du mußt nicht grübeln,« antwortete sie einfach und legte sich zu Bett. Aber sie schlief nicht. Sie lauschte. Dabei war sie glücklich, daß sie ihm so nahe war.

Es schien ihr, daß er aufrecht im Bett sitze. Sie konnte es nicht sehen, aber sie wußte es fast bestimmt. Und als es ihr lange zu dauern schien, stand sie leise wieder auf und schlich an die Thür.

Er hörte sie nicht. Er saß in der That, den Ellbogen aufgestützt, ins Leere starrend. Sein Blut ließ ihm nicht Ruhe. Er sah Georgette. Seine Augen tranken sich nicht satt an ihrem Bilde.

Blanche glitt zu ihm hinüber.

Er schreckte auf.

Sie ließ sich auf dem Bettrand nieder und schlang beide Arme um ihn.

Der leise Verdruß, der sich in ihm regen wollte, ging unter in dem Gefühl, wie sehr sie ihn liebte. Aber er geriet etwas aus der Fassung.

Da erhob sie den Blick zu ihm. »Du bist mit deinen Gedanken nicht hier,« sagte sie.

Das Wort war ihm ein wenig lästig und doch konnte er ihr nicht zürnen. »Quäle mich nicht,« sagte er. »Du solltest längst schlafen.«

Sie fuhr aber mit derselben halblauten, aber um so eindringlicheren Stimme fort: »Wir können nur glücklich bleiben, wenn wir ganz offen gegeneinander sind.«

Ihre Lauterkeit war eine Macht. Sie besiegte ihn. »So muß es freilich sein,« gestand er ihr fast wider Willen zu.

»Es ist eine andere Frau in deinem Herzen,« sagte sie bestimmt, aber ohne Weinerlichkeit, eher mütterlich gütig als irgendwie empfindlich.

»Woher nimmst du deine Wissenschaft?« fragte er.

»Wir Frauen sind hellseherisch.«

Es wurde ihm fast bang vor ihr. »Du mußt mir Zeit lassen,« fuhr er fort. Er konnte ihr nicht beichten, aber er konnte auch nicht leugnen.

Sie sprach weiter: »Ich begreife, daß ich dein Leben nicht ausfüllen kann.«

Nun hatte er vielleicht aus der Entsagung heraus, die in ihrem Ton lag, ganz plötzlich das Gefühl, daß er sie verlieren könnte. Es war, als würden in seinem Innern plötzlich Fäden angespannt, deren Stärke er erst jetzt spürte. »Sage das nicht,« antwortete er ihr leidenschaftlich. »Ich habe nie einen Menschen gefunden wie dich.«

Er riß sie an sich. Das Gespräch hatte keine Fortsetzung. Ihre Liebe erfüllte die Nacht. —

Nun waren sie wieder vereint. Einige Tage lebte de la Tour unter dem Eindruck eines neuen Geschehnisses. Alles, was er an Blanche liebte, ihre Schönheit, Jugend, Wahrhaftigkeit und Treue, erschienen ihm in einem unerhörten Glanz.

Der Alltag schwächte das zum andernmal ab.

Und abermals erschien das Bild der Georgette. Es kam nicht als klares Empfinden, nicht als Verlangen, mehr

wie etwas, was in de la Tour bohrte und ihm nicht Ruhe ließ. Er suchte sich nüchternen Sinnes Rechenschaft abzuliegen. Du liebst sie nicht eigentlich, sagte er sich, nicht ohne Zorn wider sich selbst. Du hast nur nicht gelernt, auf die Siege über Weiber zu verzichten. Deine Eitelkeit stachelt dich an. Er wußte wohl, daß etwas anderes ihn zu Georgette zog, als ihn mit Blanche verband. Wenn er dieser gedachte, war jene ihm gleichgültig, oft beinahe zuwider. Und doch gab es wieder Stunden, in denen dieser Bild vor dem der anderen verblaßte. Leben hatte sie, die Meunier, bei Gott, dachte er dann.

Eines Nachts war er noch nach den Ställen gegangen, um nach den Pferden zu sehen. Er kam in den Schloßhof, der dunkel und verlassen war. Nur die Sterne blizten am Himmel in fast hartem und so grellem Licht, daß sie zu tanzen schienen. Ein lauer und heimlicher Wind säufelte um die Mauern des Hofes und trieb ein paar Sandkörner über eine Steinplatte. Es sah aus, als husche eine Maus vorüber. Eine lange Efeuranke, die vom Tor hing, schwankte hin und her.

In einer Nacht voll Heimlichkeit wie diese war de la Tour einst Georgette Meunier zuerst begegnet. Sie hatte Wasser am Brunnen geholt, und der Zufall hatte ihn vorbeigeführt. Gleich an jenem Abend schon, nach kurzem Gespräch, hatte er sie gewonnen. Die erste Annäherung hatte ihr geschmeichelt.

Der Vorgang von damals kam jetzt mit aller Deutlichkeit zu ihm zurück. Er stand und schaute nach dem Himmel und dann nach den Fenstern, hinter denen er Blanche wußte. Sie war ihm jetzt ein wenig fern, als habe der Wind einen Schleier vor ihr Bild geweht.

Gedankenlos schlenderte er aus dem Thor. Sich selbst beruhigend, redete er sich ein, es sei nichts Ungewöhnliches, daß er noch einen Spaziergang mache. Er ging so seiner Wege dahin, als habe er kein Ziel. Er hatte anfangs auch keines. Erst als er sich dem Dorfe näherte, begann sich ihm ein Zweck aufzudrängen. Sollte er nicht einmal um das Haus des Schulmeisters biegen, einmal nach seinen Fenstern sehen, wie er das früher gethan, als das mit Georgette noch war? Und er hatte ein kleines Bedauern in sich, daß das vorüber war. Die Meunier war doch einen Gang wohl wert gewesen!

Er stopfte die Hände in die Taschen seiner weiten Kniehose und schritt weiter.

Ein Bauernknecht begegnete ihm und erkannte ihn. Er bog den Rücken.

Der Baron nickte kaum merklich. Zeugen waren ihm lästig.

An Meuniers Haus war es dunkel. Nur eine Stube hatte ein trübrotes Fenster. Dort wird sie bei ihrem Vater sitzen, dachte de la Tour. Er begab sich hinters Haus, an den Gemüsegarten und lehnte sich an den Zaun. Hier

hatte er auch schon wartend gestanden. Sein Herz war ruhig. Mit einer Art Neugier fragte er sich, ob er wohl wieder heimgehen werde, ohne daß sein Gang irgendein Ergebnis gehabt. Er konnte keines erwarten. Und er fand es ganz gut, daß nichts sich ereignete. Blanche fiel ihm ein. Er freute sich, zu wissen, daß sie daheim auf ihn wartete, daß alles war, wie es war.

Plötzlich hörte er ein Geräusch. Eine Thür ging im Hause. Der Atem stockte ihm.

Es war Georgette. Sie trat nicht über die Stufen der kleinen Vortreppe herunter, sondern stand unter der Haustür wie eine, die noch einmal Luft schöpfen will. Oder hatte auch sie die Nacht herausgelockt, die an Vergangenes erinnerte?

Jetzt richtete sie den Blick auf die Stelle, wo er stand.

Er machte keine Bewegung. Er wünschte auf einmal, sich zu verbergen. Georgette war planlos in die Haustür getreten. Sie tat es jetzt oft und peinigte sich selbst damit; denn es erinnerte sie an Dinge, die nicht mehr waren. Aber ihre Augen wurden jetzt groß. Sie unterschied die Umrisse der am Zaun stehenden Gestalt. Sie erriet auch, wer es war; das Bild war ihr zu wohl bekannt.

Fast springend glitt sie die Stufen hinunter und auf ihn zu.

Er wäre geflohen, wenn er noch Zeit gehabt hätte. Aber

sie stand schon neben ihm. Sie erhob die gefalteten Hände.

»O Gott,« sagte sie. »Kommst du doch wieder?«

Er spürte ihren heißen Atem. Er sah trotz der Dunkelheit ihre braunen Augen dicht vor sich. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals. Sie war außer sich. Sie lachte und weinte, aber gedämpft und heimlich. Er sah, wie sie nach ihm gehungert hatte. Da erwiderte er ihre Küsse. Und doch hemmte ihn etwas, und er wünschte, daß er nicht gekommen wäre.

Sie drängte sich an ihn. »Nun ist alles gut, nicht wahr?« flüsterte sie. »Nun wird alles wieder sein wie vorher.«

In diesem Augenblick rief der Schulmeister nach ihr.

Sie stuzte. »Ich gehe nicht,« sagte sie zornig.

Aber de la Tour löste ihre Arme. »Ich will kein Aufsehen,« sagte er. Und er wartete ungeduldig, daß sie gehe.

»Ich darf wieder kommen, nicht wahr?« bettelte sie.

Er schob sie von sich.

»Wann?« drängte sie.

Da kehrte ihm die Erinnerung an Blanche mit aller Schärfe zurück. Es überlief ihn. Er hätte sich die Fäuste vor den Kopf schlagen mögen. »Ich weiß nicht,« gab er gequält zur Antwort. »Geh,« sagte er dann.

Sie nahm seine Hand und preßte sie an die Lippen, und plötzlich schlug sie die Zähne hinein, daß er vor Schmerz zusammenzuckte. Dann erst verließ sie ihn. . .

Er wischte seine Hand mit seinem Taschentuch ab. Er machte sich auf den Heimweg. Seine Füße mochten nicht vorwärts, weil es an seiner Seele wie Gewichte hing. Es war ihm, als habe er sein Leben vergeudet und es wäre Zeit, es abzuschließen. Kein Gedanke ging zu Georgette zurück. Er empfand nichts für sie. Er dachte nur an Blanche und wie es sein würde, wenn er ihr vor die Augen treten mußte.

13.

Es war spät, als er heimkam. Keine Seele schien mehr wach. Nur die Doggen schlugen an, die neben der Kutscherwohnung wachten. Aber sein Zuruf beschwichtigte sie. Leise schloß er die Tür auf und stieg behutsam in das Schlafzimmergeschloß hinauf. Doch war keine Feigheit in seiner Sorgsamkeit. Er war bereit, nicht zu lügen, wenn er gefragt wurde. Sein Rücken war steif. Er wollte zahlen, was er schuldig war.

Aber Blanche rührte sich nicht, obwohl sie, die um seine Abwesenheit wußte, wach und wach geblieben war. Sie wußte auch, daß eine Kampfzeit war, daß vielleicht Entscheidungen sich vorbereiteten. Sie litt. Sie hatte eine Weile in die Kissen geweint. Aber sie hatte einen merkwürdigen Trost. Sie war entschlossen, bei diesem Manne auszuharren, mochte kommen, was da wollte. Den Hund, der ihm nachlief und sich nachts vor seine

Tür legte, würde er auch dulden. So mußte er wohl auch sie leiden. Sie hatte ihr Leben an ihn gegeben. Sie konnte es nicht zurücknehmen. Es machte sie ruhig, das zu wissen.

Die Nebentür öffnete sich mit kaum hörbarem Geräusch. Er ist bei der Meunier gewesen, dachte sie. Sie empfand einen heftigen Schmerz. Aber sie erinnerte sich, daß jene Rechte gehabt, da sie selbst noch keine besaß und sie konnte ihr nicht zürnen. Es kam alles, wie es kommen mußte!

De la Tour ließ sich auf einen Stuhl sinken.

Blanche konnte es nicht sehen. Aber sein Zimmer blieb lange hell. Sie schwankte. Sie hätte ihn so gerne angerufen. Aber sie tat es nicht.

Da erlosch das Licht.

Sie seufzte und es kamen ihr neue Tränen. Aber dann überwältigte sie der Schlaf, der noch die Gewalt der Kinderjahre über sie hatte, und sie vergaß das Leid.

De la Tour lag wach. Blanche mußte ihn gehört haben, dachte er. Sein Gewissen wurde lauter. Sie mußte Verdacht haben, sagte er sich. Und nun stand das alles in ihm auf, was er an ihr liebte. Immer deutlicher, in immer sich steigernder Schönheit. Und er sagte sich, daß er sie vielleicht heute nacht verscherzt hatte. Das Herz schlug ihm, als müßte es ihm springen. Er verkrampfte die Hände ineinander und erlitt eine Angst, wie er sie nie in seinem Leben gefannt. Auf einmal riß es vor seinen Blicken wie

Nebel entzwei. Er spürte, daß was in seinem Leben edel und gut war, von diesem Mädchen kam. Was aber hatte er für sie getan? Es war Zeit! Es war an ihm, ihrer wert zu werden. Dann fiel ihm ein, daß er die Macht besaß, ihr Genugthuung zu geben. Er empfand es froh. Wird sie es noch mit dir wagen? fragte er sich. Aber es war ihm, als liege in ihrer Güte die Antwort. Er verspann sich in allerlei Träume. Sie wurden zu wirklichen Träumen. Auch er schlief dann ein. —

Der Morgen kam.

Blanche trat, wie immer, an de la Tours Bett, um ihm guten Tag zu wünschen.

Er küßte stürmisch und Abbitte leistend ihre Hände.

Aber sie sprachen noch nicht von dem, was sie beide auf dem Herzen hatten. Sie redeten auch in der ersten Stunde danach nicht davon, obwohl beide wußten, daß sie nicht darum herum kamen. Sie gaben sich gute Worte, besprachen eine Ausfahrt, die sie am Nachmittag unternehmen wollten, und waren beide fast hemmungslos zufrieden, de la Tour, weil sein Vorsatz ihn innerlich freier machte, Blanche, sich mit fast leichtsinniger Freude der Erkenntnis hingebend, daß er an diesem Morgen besonders gut zu ihr war.

Dame Marthe trug das Frühstück ab. De la Tour öffnete ein Fenster. Sonne quoll herein. Die Apfelbäume blühten draußen in ihrem rosigen Rot.

Der Baron zog Blanche, die sich eben eine Arbeit nehmen wollte, zu sich ans Gesimse.

Sie standen vom Lichte des Tages umflutet und durchwärmt. De la Tour hielt das Mädchen in leise zitternden Armen. »Ich war bei der Meunier,« begann er.

Blanche schmiegte sich an ihn. Sie fürchtete sich ein wenig vor dem, was kam, und das Leid packte sie.

»Ich will nichts bemänteln,« fuhr er fort. »Ich muß einmal mein Innerstes vor dir und mir aufstun.«

Sie legte ihre Hand beschwichtigend auf die seine. Sie hatte ihn immer als einen gesehen, der über ihr stand. Es widerstrebte ihr beinahe, daß er sich vor ihr demütigen wollte.

Er zog sie an sich. »Du hast mein Leben gesehen,« sprach er weiter. »Was du davon nicht kennst, das ahnst du. Die Vergangenheit war ausgelöscht, als ich dich gewann. Es konnte aber nicht anders sein, als daß sie noch einmal zurückleuchtete, wie der Widerschein eines fernen Brandes. Die Meunier kam wieder. Und wieder kam, was zu oft schon gewesen war. Vielleicht erlitt ich es gedankenlos, vielleicht hochmütig überzeugt, daß ich mir nehme, was mir zukomme. Du wirst sagen, daß, wie es nicht das erste mal war, es nicht das letzte sein wird. Aber höre mich. In dieser Nacht — wie in den Tagen, da meine Zeit zu Ende schien, bin ich zu dir erwacht. Vergib mir! Es soll

anders werden. Das Versprechen allein tut es nicht. Die Zeit muß es lehren. Versuche es mit mir!«

Sie schwieg. Sie drückte nur seine Hand, die die ihre hielt, heftig.

»Warum sprichst du nicht?« fuhr er fort. »Kannst du mir nicht vertrauen, daß ich vor der Welt an dir gutmache.«

Jetzt erhob sie das Gesicht. Sie verstand noch nicht, was er meinte, aber sie sagte: »Ich habe nie verlangt, von dir fortzugehen.«

»Die Meunier —« begann er wieder.

Sie unterbrach ihn. »Ich — kann deinen Sinn nicht lenken. Wenn du mich nicht mehr liebst, so werde ich warten müssen, ob deine Liebe zurückkommt. Ich werde in deiner Nähe sein, wenn du mich nicht fortweisest. Und wenn ich gehen muß, so wird es mir schwer sein, aber ich werde glauben, daß du mich wieder einmal rufen wirst.«

Eine ungeheure Demütigung trieb ihm alles Blut zu Herzen. Er hätte seine Augen mit den Händen bedecken mögen. Dann bog er sich vor ihr nieder, bis seine Stirn beinahe ihre Hand berührte. »Bleibe bei mir,« bat er.

Sie streichelte sein Haar. »Ich bin da,« sagte sie einfach.

»Immer! Und nach Gesetz und Recht.«

Sie erschrak. »Was würdest du Georgette sagen?« fragte sie.

Er erwiderte: »Sie ist nicht deinesgleichen. Sie wird sich trösten. Ich werde ihr geben, was sie trösten wird.«

»Dein Sohn! Er wird es nicht verstehen. Niemand, der in deiner Welt lebt, wird es begreifen.«

»Sie werden müssen,« beharrte er. »Und dann — ich brauche sie alle nicht mehr, aber ich brauche dich.«

Sie sah ihn groß und still an. »Ich weiß es noch nicht,« sagte sie, »aber ich möchte wohl, daß es so würde.«

Er küßte sie. Er fühlte sich wie von einem schweren Druck befreit. Dann drängte es ihn so, Entschluß in Tat umzusetzen, daß er selbst der Zärtlichkeit vergaß. »Setze dich zu mir, Blancheflur,« sagte er. »Ich möchte jetzt wichtige Briefe schreiben.«

Sie begaben sich nach seinem Arbeitszimmer.

Sein Brief an die Meunier war kurz, warm und gütig: »Verzeih! Das von gestern war ein Irrtum. Was einmal gewesen, kann nicht mehr sein! Du sollst aber die Mittel haben, dir viele Wünsche zu erfüllen.«

Er schrieb das nicht mit dem Leichtsinne oder der überlegenen Gleichgültigkeit, mit welcher er etwa früher eine Verbindung gelöst. Georgette stand vor ihm, und er hatte das Bedürfnis, ihr wohlzutun. Irgendwo in seinem Herzen war eine Stelle, die klang, wenn er an sie dachte. Er wußte, daß sie eitel und in ihrer Liebe vielleicht mehr Ehrgeiz gewesen war, als sie selbst ahnte. Er legte einen Scheck von hohem Betrag in den Brief. Blanche mußte ihn lesen.

»Sie tut mir leid,« sagte sie, und ihr Blick wurde wieder feucht. »Sie wird sehr unglücklich sein.«

»Sie wird es verwinden,« widersprach er, und nicht ohne Bitterkeit fügte er hinzu: »Manche von ihnen verwinden sehr leicht.«

Dann schrieb er an Paul und an nahe Freunde in der Hauptstadt. Und er schrieb, kühl, höflich, bestimmt an Pierre Tissot, seinen Verwalter. Allen tat er den Entschluß kund, eine zweite Heirat zu schließen.

Die Nachricht hatte manchenorts die Wirkung einer Bombe. Im Dorfe zumal, wo die Weiber am Brunnen zusammen standen und sie besprachen und die Männer im Wirtshaus die Köpfe zusammensteckten.

Georgette Meunier legte sich zu Bett. Die Enttäuschung und nachher die Entrüstung waren zu groß gewesen. Ihr wildes Temperament hatte sich in einem Ausbruch Luft gemacht, der ihren Vater veranlaßte, zu erklären, sie sei reif fürs Tollhaus. Aber sie las im Bett den beschwichtigenden Brief des Barons, sah seine Geldsendung an und begann zu überlegen, wieviel feine Kleider und Hüte man sich kaufen, wie man eine Reise in die Hauptstadt unternehmen und dort sich einige Wochen gütlich tun könne. Dann lag sie lange, weinte zuweilen und machte dann wieder Pläne. Allmählich wurde sie ruhiger. Sie sah nicht mehr nur ihren Verlust. Auch ihr Gewinn wurde ihr deutlich. Und sie dachte an Blanche Tissot. Sie hatte etwas, die Tissot, etwas, was man nicht alle Tage fand. Man begriff, daß

Männer sie liebten. Man verstand, daß sie, gerade sie einen verdrängte.

So überwand merkwürdigerweise die Meunier ihren Kummer über den Verlust ihres Liebhabers, den sie so lange mit sich herumgetragen, zuletzt mit einer gewissen Leichtigkeit.

An einem Sonntag vormittag machten sich der Berwalter Tissot und seine Frau im vollen Feiertagsstaat nach dem Schlosse auf. Es war um die Stunde, da die übrigen Dörfler aus der Kirche kamen. Diese bemerkten nicht ohne Bewegung den feierlichen Auszug des Ehepaares, den Frau Luise auch keineswegs geheim zu halten trachtete, sondern zum Anlaß nahm, recht ergiebig sich nach allen Seiten umzusehen und sich zu vergewissern, ob sie auch gesehen werde. Pierre Tissot selbst, in seinem breitschultrigen Außern und seinem schwerfälligen Ausschreiten weit mehr den Bauern verratend als seine mit ebensoviel Zimperlichkeit als Herausgeputztheit dahintrippelnde Gattin, hielt den Kopf auf die Brust gebogen und brütete über die Ursache des Ganges nach. Er hatte aufgeatmet, als er den Brief des Barons empfangen. Wenn er sich auch allmählich ins Unabänderliche gefügt und mit einer gewissen Schwäche und um der Bequemlichkeit willen im Dienste de la Tours ausgeharrt hatte, so war ihm doch manche Stunde sauer geworden. Sein Innerstes hatte sich immer wieder gegen den Gedanken

empört, daß seines Bruders Kind in einer unwürdigen Stellung sich im Schlosse befand. Er vermochte sich auch jetzt noch nicht vollständig zu der Wendung einzustellen, die die Dinge genommen. Sein Grimm gegen den Baron war nicht verraucht, wenn er auch weniger denn je daran dachte, ihm Ausdruck zu geben. Er sah auch nicht die geringste Änderung in seinen Beziehungen zu de la Tour voraus, sondern war bereit und fand es selbstverständlich, jenem der wortkarge Diener zu bleiben, der er immer gewesen. Frau Luise sah sich viel eher im noch ungewissen Lichte einer Person, die in Zukunft auf dem Schlosse und im Dorf etwas werde zu sagen haben. Sie hatte ihrerseits des Barons Mitteilung mit ein paar Freudetränen und einem ausgiebigen Wortschwall über dessen Trefflichkeit begrüßt, war nicht müde geworden, Blanches Glück zu rühmen, und machte auf diesem Gange dem schweigsamen Begleiter gegenüber sich immer wieder durch kleine Ausrufe wie: »Wer hätte das gedacht!« und »Wer uns das vorausgesagt hätte!« Luft.

Sie gelangten indessen ihrem Wegziel immer näher, und beiden klopfte das Herz, als sie in den Schloßhof traten. Stolze Erwartung erfüllte Frau Luise, unbestimmte Bedrängnis den Mann. Er errötete heimlich, wenn er an Blanche dachte. Während er ihr leztlich ausgewichen war, hatte auch sie sich kaum mehr daheim blicken lassen. Und nun sollte er ihr Glück wünschen!

Sie wurden von Jacques, dem Diener, mit einem Gesicht empfangen, in dem sie weder Freude noch Verdruß, nur den Gleichmut des Amtsgewohnten lesen konnten, und stiegen zu des Barons Arbeitszimmer hinauf. Frau Luise hatte erwartet, daß ein Salon sich öffnen werde, und empfand das Geschäftsmäßige der Aufnahme nicht ohne leise Verstimmung, aber ihr Gesicht hellte sich sofort zu ihrem eifrigsten Lächeln auf, als die Thür sich aufthat und die Eintretenden den Baron in einem bequemen Hausroß im Lehnstuhl sitzend, Blanche aber auf der Lehne desselben Stuhls niedergelassen fanden. Es konnte selbst Tissot nicht entgehen, daß auf den Zügen der beiden Verlobten die Klarheit froher Übereinstimmung lag.

Blanche erhob sich vom Stuhl und lief den Verwandten entgegen. Sie küßte Frau Luise mit Herzlichkeit, was diese mit einem leisen Ausruf der Rührung und ein paar Tränen quittierte. Auch auf Tissot trat sie zu und reichte ihm Hand und Stirn, wohl empfindend, was in dem schwerfälligen Manne vorging und nach einem guten Wort von ihm aufrichtig verlangend.

De la Tour wartete vielleicht etwas lange, ehe auch er sich von seinem Sitze erhob, allein dann trat er auf das Ehepaar zu, reichte ihnen nacheinander nicht ohne leise Herablassung die Hand und sagte: »Ich danke Euch, daß Ihr gekommen und lege Eueren Besuch so aus, daß Ihr bereit seid, Euch mit uns zu freuen.«

Damit legte er den Arm um Blanchés Schultern, als möge er sie nicht aus seiner Nähe lassen, und wies auf zwei Stühle.

Die Tissots setzten sich. Frau Luise begann mit etwas wirren Redensarten zu versichern, daß sie über die große Nachricht entzückt seien, wogegen Tissot endlich von seiner ernststen und aufrichtigsten Zuneigung für seine Nichte das gute Wort eingegeben bekam: »Wir werden für alles dankbar sein, was zum Glücke und zur Ehrenhaftigkeit unseres Kindes dienlich sein kann.«

Der Baron fand mit Sicherheit den Ton einer gewissen Herzlichkeit, ohne die Stellung aufzugeben, welche ihm als Brotherr zukam. Er schnitt alle Redseligkeit Frau Luisens dadurch ab, daß er sich an seinen Verwalter wandte und sagte: »Du hast durch deine Treue verdient, daß ich deine Zukunft meine Sorge sein lasse. Es muß bei dir liegen, Pierre Tissot, ob du vorziehst, auch in Zukunft für mich tätig zu sein oder irgendwo, hier am Ort oder auswärts, mit deiner Frau auskömmlich zu leben.«

Frau Luise hatte nicht Zeit, nachzudenken und herauszufinden, daß nicht ein künftiger Verwandter aus des Barons Worten sprach, daß es sich vielmehr wie eine Schranke zwischen ihnen und ihm erhob. Erst viel später fühlte sie, daß auch Blanche jenseits dieser Schranke stand und im Bewußtsein, daß sie nur dem einen Menschen auf Erden gehörte, ein wenig vergaß, wer noch zu ihr zählte,

wenn sie auch ihre Dankbarkeit den Verwandten gegenüber nicht aus dem Herzen verloren hatte.

Tissot glaubte dagegen in dem, was der Baron anbahnte, den besten Weg in die Zukunft zu sehen. Er hatte keinen Ehrgeiz, mehr als bisher zu gelten, und erwiderte, daß er gerne seines Amtes weiter walten möchte.

De la Tour, immer bereit, Gutes zu tun, überlegte sich in diesem Augenblick mit heimlichem Behagen, wie er Blanchés Verwandte mit größeren Zuwendungen als bisher bedenken, ihr Haus verschönern und ihnen das und jenes zu Gefallen tun könne. Dann bat er sie, sich von den Erfrischungen zu bedienen, die Dame Marthe auf silbernem Brett hereintrug.

Es war ein etwas kühler, aber freundlicher Akt, wie jene nun ihre Biskuits knusperten und dazu aus feinen, langstieligen Gläschen den süßen Dessertwein tranken. Beiläufig erwähnte der Baron, daß die Hochzeit in wenigen Tagen und aller Stille würde gefeiert werden. Frau Luise vermißte zwar die Andeutung, daß auch sie und ihr Mann zum Feste kommen sollten, aber sie wagte nicht, Wünsche zu äußern, wo alles mit Selbstverständlichkeit geordnet und verstanden schien.

Auch Dame Marthe hatte, während sie mit trotz ihrer Körperfülle noch immer ansehnlicher Anstelligkeit und Geräuschlosigkeit die vier Leute bediente, nicht das Empfinden, daß sie etwa nun in dem Ehepaare Tissot zwei

plötzlich zu Wichtigkeit gelangte Herrschaften vor sich habe. Ein anderer Eindruck aber erfüllte ihr Herz. Sie sah mit einer fast demutvollen Andacht, wie eine ihres Geschlechts das Unmögliche möglich und einen dieser zügellosen de la Tours zum stillen und in sich zufriedenen Mann machte.

Zwischen den drei anderen saß Blanche. Sie war — vielleicht in den Nächten ihrer eigenen Bedrängnis, vielleicht auch aus äußeren und mehr körperlichen Ursachen — in den letzten Wochen noch zarter und schlanker geworden. Eine leise Verklärung lag in ihren feinen Zügen und über ihrem Wesen. Sie trat einmal hinter den ungelenkten Onkel, um ihn zu ermuntern, noch ein Glas Wein zu trinken. Dabei legte sie ihre Hand einen Augenblick auf seinen Rücken, ihm gleichsam zeigend, daß sie noch die alte sei, und bewies gleich nachher in der Art, wie sie mit einer warmen und doch genugsam fernen Freundlichkeit Dame Marthe bat, noch Früchte aufzutragen, wie wohl sie ihre Rolle als Schloßherrin würde aufzufassen verstehen. Sie ließ sich von Frau Luise von den Hühnern und Hasen erzählen, die einst ihre besonderen Schützlinge gewesen waren, aber als die Tante von den Ereignissen ihres Haushalts auf allerlei Dorfplatsch kommen wollte, schnitt sie ihr das Wort ab, ohne sie zu verletzen, indem sie ans Fenster trat und, als werde sie der Schönheit jäh gewahr, de la Tour bat, die von Sonne überstrahlte Landschaft zu bewundern.

Nicht ohne Scheu betrachtete Frau Luise das Paar am Fenster, de la Tour hochgewachsen, ernst, väterlich. Blanche an ihm sich emporrankend und von seinem Arm gehalten, aber auch selbstvergessen sich ihm überlassend.

»Wunderbar, zu denken, daß das, was wir sehen, nun mein sein soll,« sagte Blanche leise zu de la Tour.

»Wunderbar, zu fühlen, daß es mehr wert ist, seit du es mit mir teilst,« gab er still zurück.

Sie hatten schon ein wenig der Gäste vergessen.

Diese brachen auch bald auf. Blanche geleitete sie bis in den Schloßhof. Sie küßte die Verwandten und ließ sie gehen. Dann strich sie sich über die Stirn. Sie mußte sich beinahe besinnen, wer jene waren. So sehr war ihr Herz von dem einen erfüllt.

Und wieder gingen die Tissots in Gedanken. Auch sie fühlten unbewußt, daß sie die Seele der Nichte an einen anderen verloren hatten. Sie empfanden keinen Schmerz. Aber sie konnten von dem nicht sprechen, was sie nicht zu ergründen vermochten. —

An einem Samstag fand die Hochzeit statt. Der Zivilstandsbeamte mit seinem Register wie der Hochwürdige in seiner Festtracht wurden am gleichen Tage ins Schloß beschieden. Von irgendwelchem Prunk erfuhr niemand. Doktor Abry amtete neben dem Diener Jacques als Zeuge. Aber Abry war schweigsam geworden. Er kam mit seiner Wissenschaft nicht mehr recht nach, wenn er sich die Ent-

wicklung der Dinge im Schloß betrachtete. Seine Theorie von der gleichsam körperlichen Erneuerung des Barons durch die Jugend der Blanche Tissot hielt nicht ganz stand vor dem, was er sich vollziehen sah. Er erkannte, daß an dem Mädchen mehr war, als nur Weibesreiz und Weibeslenz. Da er aber ein Zweifler war, gedachte er das Ende der Dinge abzuwarten, ohne indessen noch Lust und Mut aufzubringen, über das Verhältnis vor Dritten zu urteilen. —

De la Tour küßte Blanche auf die Stirn, als die Trauung vollzogen war. »Freust du dich auf die Reise?« fragte er.

Sie antwortete: »Gewiß! Aber noch mehr auf die Wiederkehr.«

»Du hast noch wenig von der Welt gesehen,« meinte er.
»Meine Welt ist klein,« gab sie zurück.

Er verstand sie nicht ganz; es erfaßte ihn nur, wie oft, ein Staunen über ihre Anspruchslosigkeit.

Erst unterwegs erklärte sie ihm einmal ihren Ausspruch: »Nicht, was wir um uns sehen, ist für uns bedeutsam, sondern was wir aneinander lernen. Darum ist für uns die Stille besser als die Weite fremder Länder.« —

Aber am Abend ihrer Hochzeit und am Vorabend ihrer ersten großen Reise verließ Blanche de la Tour das Schloß, während der Baron noch beschäftigt war, und machte einen Besuch, von dem sie jenem nichts gesagt hatte. Fast plötzlich war ihr der Entschluß dazu gekommen. Sie war

allein gewesen in ihrem Zimmer und hatte die letzten Vorbereitungen für die Reise getroffen. Und während sie langsam und ein wenig zerstreut Kleidungsstücke aller Art in den Koffer legte, drängte sich ihr noch einmal der ganze Hergang ihres Schicksals auf. Sie war nicht stolz, nicht überrascht. Sie hatte so wenig Ehrgeiz, vielleicht so wenig Erwartung gehegt, daß auch Enttäuschungen sie kaum unvorbereitet gefunden hätten. Und nun die Erfüllung größer war, als die Hoffnung gewesen, war ihr Herz zwar warm von Freude, aber keinerlei Übermut beseelte sie. Sie hatte sich hingegeben, gläubig und ganz, unfähig irgendwelcher Berechnung. Sie liebte de la Tour mit dem Innersten ihres Wesens, und die Erkenntnis, daß die Schrankenlosigkeit dieser Liebe ihn ihr erhalten, ja ihn ihr mehr erobert hatte, als vielleicht irgendeine Frau vorher ihn besessen, gab ihr zwar eine weiche, dankbarkeitdurchsättigte Befriedigung, aber sie glaubte sich auch jetzt noch nicht am Ziele. Sie wußte nicht, daß sie das nicht tat; denn sie grübelte nicht in die Zukunft, sondern begnügte sich damit, daß die Gegenwart gut war. Sie konnte nicht anders, weil sie eben, mochte kommen, was da wollte, sich selber hätte dieselbe bleiben müssen. Und doch war auch wieder eine Art Ahnung in ihr, daß de la Tours Wesen eine tiefe Veränderung erfahren und daß sie die Ursache davon war. Sie mußte an diesem Abend aber nicht sowohl daran denken, daß des Barons Neigung

ihr länger erhalten geblieben als anderen, sondern ihr war besonders die Tatsache gegenwärtig, daß er von Georgette zu ihr zurückgekommen war. Georgettes Bild stand scharf vor ihren Augen. Sie hatte den Abschiedsbrief bekommen. Sie war verurteilt, zu verzichten. Es drängte sie plötzlich, sie zu sprechen. Zweierlei schwebte ihr dabei vor. Jene sollte sehen, daß sie sie verstand, aber sie sollte auch wissen, daß de la Tour kein Geheimnis vor ihr, Blanche, hatte. In ihrem Innern war ein kleiner Stachel geblieben von der Stunde her, da sie des Barons Gang zu der Meunier erfahren hatte. Nicht das schmerzte sie mehr, daß es ihn damals zu jener zurückgetrieben, sondern die Furcht behelligte sie, man möchte sie selbst arglos glauben und nicht erfahren, daß sie, um jenen Gang wissend, dennoch de la Tour vertraute. Der kaum erwachte Wunsch nach einem Zusammentreffen mit Georgette steigerte sich mächtig.

Fast plötzlich entnahm sie dem Koffer ein Tuch und schlug es um die Schultern. Sie lauschte nach der Thür. Alles war still. De la Tour hatte gesagt, daß er lange zu tun haben werde. Sie glitt in den Flur hinaus und eilte über die Treppe ins Freie hinunter.

14.

Unterwegs kamen ihr kleine Bedenken. War sie nicht doch auf unflugem, seltsamem Wege? Aber es trieb sie etwas vorwärts. Sie mußte einmal jemandem sagen,

daß man sich in de la Tour irrte. Sie hatte nichts zu verbergen. Sie wollte nichts verbergen. Es verlangte sie, einmal vor irgend jemand Zeugnis abzulegen, wie alles gekommen war.

Sie ging rasch.

Die Nacht war mild und von leisem Monde hell.

In der Hand trug Blanche einen einfachen goldenen Armreif, den sie einem Schubfach entnommen. Er war ein Geschenk ihres Vaters, und sie wollte ihn Georgette geben.

Ohne Aufenthalt und Abenteuer erreichte sie das Haus des Schulmeisters. Es brannte Licht in einer Stube neben der Haustür. Als sie diese öffnete, kläffte ein kleiner Hund. Ihr Herz klopfte, sie wußte nicht, wie sie sich einführen sollte. Beinahe bekam sie Lust, umzukehren. Dann pochte sie an.

Der Schulmeister rief: »Herein!«

Die Stube war nicht hell; es brannte nur eine kleine Deckenlampe. Meunier, ein langer, hagerer Mensch mit einer die hohe Stirn ins Turmhafte steigernden Glaze, saß in Hemdärmeln am Tisch und hatte eine Anzahl blauer Hefte vor sich, in die er mit roter Tinte Zensuren hineinschrieb. Ihm gegenüber saß Georgette und nähte. Ihre Arme und ihr blanker Nacken schimmerten matt wie weißes Porzellan aus dem dunkeln Leibchen, das sie trug. Als die beiden sie erkannten, standen sie jäh auf. Meunier

bog den langen Rücken demüthig; sein Amt war ja des Barons Leihgabe.

Sie hatten noch eben von der Hochzeit im Schlosse gesprochen. Der Alte hatte es der Tochter nicht erspart, zu sagen: »Da hast du es nun. Hingeworfen hast du dich ihm. Und ein paar Banknoten sind der Lohn.«

»Ein paar?« hatte sie mit blitzenden Augen entgegnet. »Ein Vermögen, wenn du recht zusiehst, mit dem mich jeder aus unserer Hungerhütte nimmt, wenn ich nur will.«

Im Grunde gab ihr der Vater auch recht, und er ließ es nicht an Respekt fehlen, als er mußte, wen er zu Gast hatte. Georgette war bleich geworden. Sie knickte nicht. In ihr regte sich der Trotz und die Abneigung.

Die kleine Blanche blieb an der Thür stehen. Was sollte sie sagen? Die Leute hatten Geld bekommen und genommen. Was wollte sie noch? Was mischte sie sich ein? Aber im nächsten Augenblick war sie wieder ganz sicher. Sie tat einen Schritt auf Georgette zu. »Der Baron de la Tour hat Ihnen geschrieben,« sagte sie. »Ich weiß, daß Sie ihm sehr gut waren, wie — ich es ihm bin. Und — das gab mir mein Vater — ich wollte es Ihnen schenken, damit Sie wissen, was uns gemeinsam war.«

Sie streckte der andern den Armreif hin. Keinerlei Verwirrung lag mehr in dieser Gebärde, sondern eine Einfachheit, die dem ganzen Begebnis das Merkwürdige und

fast Widersinnige nahm. Es war nicht zu verkennen, daß sie sich mitverpflichtet fühlte, ein Unrecht gutzumachen, aber ebensosehr, zu dem zu stehen, auf dessen Seite die Schuld war.

Georgette nahm das Schmuckstück und besah es unentschlossen, nicht wissend, was sie aus der Lage machen sollte.

»Wir gratulieren — gnädige Frau —« sagte Meunier mit einem leisen, bedeutsamen Stocken vor dem Namen, den er ihr gab.

Da schälte sich in Georgettes Seele das heraus, was heftige Leidenschaft für de la Tour gewesen war. »Sie haben mir ihn fortgenommen,« sagte sie mit verbissenem Grimm.

»Keine von uns war die erste,« sagte Blanche ganz klar. Die beiden anderen spitzten groß die Ohren.

»Er hat zwischen uns gewählt,« fügte Blanche hinzu.

»Sie werden auch nicht die letzte sein,« stieß Georgette heftig hervor. Ihre Wangen begannen heiß zu werden.

Blanche aber behielt ihren stillen, fast träumerischen Ausdruck. »Das weiß ich nicht,« sagte sie. »Es ist der Gang der Welt.«

Die Meunier schwankte zwischen Zorn und Erstaunen. Der Schulmeister kratzte sich verlegen im Haar.

Blanche trat näher an den Tisch. Jetzt war ihr der Augenblick. Es schien ihr, als hätte sie jetzt vor einer großen

Öffentlichkeit die Erklärung einer innersten Überzeugung abzulegen. »Wir Frauen,« sagte sie, »geben uns und glauben. Den Glauben verlieren nur die, die nicht die Liebe haben. Die Männer sind anders. Stetigkeit ist bei ihnen nur dann, wenn sie wie vor Wundern stehen. Darum kann das Opfer der Frau nicht groß genug sein.«

Sie mußte selbst nicht, woher sie die Worte nahm und warum sie fast eine Rede hielt.

Die anderen verstanden nicht alles. Aber die Meunier durchlief ein leiser Schauer. Die kleine Tissot war ein seltsames Wesen, dachte sie zum zweitenmal. Es war verständlich, daß de la Tour in ihr etwas sah, was er sonst nirgends gefunden. Zum zweitenmal schmerzte ihr eigener Kummer sie weniger, weil sie diese an ihrer Stelle wußte, die etwas Weltfremdes, Alltagsfernes hatte. Sie schob langsam das Armband an ihr Handgelenk. Eine leise Ergebung kam sie an. »Ich danke Ihnen,« sagte sie. »Ich will das Armband tragen.«

Blanche streckte ihre Hand aus. Mit einer merkwürdigen Feierlichkeit drückte sie die Georgettes, nickte Meunier kurz zu und verließ das Zimmer so lautlos, wie sie gekommen war.

Den Zurückbleibenden war es einen Augenblick lang, als hätten sie nur eine Erscheinung gehabt. Georgette saß vor ihrer Arbeit und drehte das Schmuckstück an ihrem Arm. Sie dachte an de la Tour, seinen Loskauf, die Zukunft.

Da sagte der Vater: »Man weiß nicht, was man von ihr halten soll. — Vielleicht ist sie die Frau, die —«

Er vollendete nicht. Wollte er sagen, daß es Blanche Lissot als einziger gegeben sein werde, den de la Tour zu halten, oder daß sie ein Weib sei, wie Männer es träumten, er sprach es nicht aus.

Georgette sann vor sich hin. Bald war Neid in ihrem Herzen, bald wieder nur Staunen.

Dann nahmen beide die unterbrochene Beschäftigung wieder auf. —

Blanche lief indessen zum Schlosse zurück. Sie hatte es eilig. Sie war plötzlich gewiß, daß de la Tour sie gesucht habe und, wenn sie sich auch keineswegs fürchtete, ihm zu sagen, wo sie gewesen sei, so ging es ihr doch viel zu lange, bis sie wieder bei ihm war.

Ein wenig außer Atem kam sie im Schloßhof an.

Dame Marthe stand in der Thür und nickte ihr zu. »Der gnädige Herr sucht Sie, Frau Blanchefleur.«

Sie erklomm leichtfüßig die Treppe und fand den Baron vor den Schlafzimmern wartend. »Wir müssen früh schon fahren,« sagte er mit leisem Vorwurf.

Sie schmiegte sich in seinen Arm. »Nicht zürnen, bat sie.«

Sie traten in sein Zimmer.

»Ich war bei der Meunier,« sagte sie plötzlich mit demselben ernststen, versonnenen Ausdruck, den sie in der Schulmeisterstube gehabt.

Er fuhr staunend auf. Aber als er sie ansah, wurde er ganz still und mochte nicht weiter fragen. Er wußte nicht, was der Gang bedeutete, aber mehr wie je erschien sie ihm als jemand, den man nicht mit dem Maße des Alltags messen durfte und von dem man glaubte, daß gut war, was er tat. Sowenig ihn bisher das gekümmert hatte, was er bei den Leuten galt, war ihm doch jetzt, daß Blanche sich gleichsam zwischen ihn und die Vorurteile der Welt stelle. Er streichelte ihr den Scheitel. »Solch einen Gang noch mitten in der Nacht! Nun mußt du sehr müde sein.«

Mit zärtlicher Behutsamkeit führte er sie in ihr Zimmer. Von den Meuniers sprachen sie nicht mehr. —

Am nächsten Morgen fuhren sie nach dem Norden. Sie sahen das grüne Holland, die Nordsee mit ihren Inseln und die Ostsee mit ihrem Strand, an den die düsteren, kühlen Wälder herantraten. Ihr Rauschen mischte sich mit dem Donnern des Meeres.

Blanche war ein wundersamer Reisegefährte. Sie sprach wenig. Aber ihre Augen waren immer voll einer heißen Freude. Und manchmal, wenn ein Schauspiel der Natur, ein Landschaftsbild sie ergriff, drückte sie heftig de la Tours Arm. Noch über die Lust des gemeinsamen Schauens schien ihr aber das Bewußtsein der Unzertrennlichkeit zu gehen. Sie verwöhnte de la Tour, suchte seine Wünsche zu erraten, hütete seine Gesundheit, schmückte

ihm fremde Zimmer, bis sie ihm heimisch waren. Sie tat es nicht in auffälliger oder etwa in jener beflissenen Art vieler Frauen, die den Männern lästig wird. Sie gab sich kein Ansehen. Sie ließ ihre Liebe nur über ihn kommen wie sanftes Leuchten eines herbstlichen Abends. Vorbereitungen zur Weiterfahrt, Pflichten da und dort entglitten de la Tours Hand. Heute trug sie das Tuch bei sich, das er gestern im kalten Wind vermißt. Morgen lag an seinem Bett ein Buch, von dem er kürzlich gesagt, daß es ihm auf der Reise fehle. Und als er in einem Theater eine Sängerin hörte, deren Stimme und Schönheit er gleichermaßen und mit der heißen Freude des Kenners bewunderte, fand er am nächsten Tag ihr Bild in seinem Koffer.

Er dankte Blanche nicht. Es war ihm, als verlöre ihre Güte, wenn man sie mit alltäglichem Dank berief. Doch seine Seele blieb wach und ergözte sich an ihr. Aber auch seine Augen wurden ihrer nicht satt. Wie jung war sie doch! dachte er oft. Und dann fühlte er, daß diese Jugend ein Ungewöhnliches, Unverdientes war, was ihm das Leben noch beschert.

Ganz plötzlich wurden sie reisemüde.

Regen setzte ein, und es wurde kalt. Während sie gemeinsam am Fenster eines Hotelzimmers standen und zuzahen, wie draußen ein Sturm die Kronen der Bäume sackte und hin und her warf, wie der Regen aus schwarzen Wolken brach und in Schauern gegen die Scheiben

schlug, begann Blanche, die leicht gekleidet war, zu frösteln und meinte, es möchte sich heute des Einheizens verlohnen.

»Das würde man zu Hause ohne Frage tun,« entgegnete de la Tour.

»Bei dem Worte »zu Hause« begegneten sich ihre Blicke. Dann lächelten sie, einander ohne Worte verstehend.

»Daheim war es am schönsten,« sagte Blanche.

»Wo du bist, wird es schön sein,« gab er zurück. Dann fügte er hinzu: »Ich hätte nicht gedacht, daß ich mich einmal mit einem Schlupfwinkel auf dem Lande begnügen könnte. Jetzt aber —«

»Fahren wir?« fragte Blanche.

Statt aller Antwort klingelte de la Tour dem Diener und hieß ihn packen.

Es regnete nicht, aber der Himmel war noch voll schwerer Wolken, als sie heimkamen. Sie hatten sich nicht angemeldet. Dame Marthes Fürsorge ließ erwarten, daß sie jederzeit alles bereit finden würden. Und sie hatten vergessen, zu telegraphieren. Sie vergaßen überhaupt ein wenig ihre Umwelt, indem sie sich in die tiefe Harmonie verloren, die ihr Beisammensein für sie bedeutete. Jacques, der Diener, wollte dann den Wagen an die Bahn bestellen. Aber de la Tour verbot es. »Ich mag das Aufsehen nicht,« sagte er zu Blanche. »Mir ist, als störte ich die Ruhe, die in mir ist.«

Zu Fuß legten sie den Weg von der Eisenbahnstation zum Schloß zurück, während Jacques noch mit dem Gepäck beschäftigt zurück blieb.

»Auch hier droht Regen,« sagte de la Tour mit einem Blick nach dem Himmel.

Es fielen einzelne Tropfen.

»Ein paar Tränen leiser Rührung,« scherzte der Baron.

Aber es war warm und mild. Noch lagen Wiesen und Wald im üppigen Grün des Sommers.

Jetzt erreichten sie das Schloß. Im Hofe stand eines der Reitpferde. Es gehörte Paul de la Tour.

Der Baron verhielt unwillkürlich den Schritt.

Ein Knecht kam aus dem Stalle und schnallte dem Pferd den Bügel kürzer. Da trat auch schon der junge de la Tour aus der Haustür.

Er erkannte sogleich die Heimgekehrten. Er zog den Hut. Dann kam er zögernd auf das Paar zu. »Verzeih,« sagte er zum Vater, »es wußte niemand, daß ihr schon heimkehren würdet. Dame Marthe sprach von Monaten, die ihr wegbleiben würdet.«

»Wir lieben die Stille,« entgegnete de la Tour. Es war ihm weich zu Sinn. Er wünschte Frieden zu haben. Er drückte dem Sohne die Hand, ohne Blanche, die er führte, freizugeben.

Paul verneigte sich und küßte dieser die Finger.

Sie errötete und war verwirrt. Sorge war in ihr und störte das Glück ihrer Heimkehr.

Sie wendeten sich aber der Thür zu.

»Du wolltest ausreiten,« sagte de la Tour mit einem Blick auf das Pferd.

»Ich wollte —« entgegnete der andere unentschlossen. Dann fühlte er sich gezwungen, sein Hiersein näher zu erklären. »Es ging mir vielleicht wie euch — ich mußte wieder einmal hierher zurück,« sagte er. Die Brust war ihm voll der widerstreitendsten Empfindungen. Der Vater hatte ihm von seiner Heirat mit Blanche Tissot geschrieben. Noch einmal waren alle Gefühle des Zorns, des Hohns, des Nichtverstehens und des Meides in ihm wach geworden. Er hatte nicht geantwortet. Und nun er Blanche wieder vor sich sah, riß es neu an seinem Herzen. Aber er fuhr mit gepreßter Stimme fort: »Ich habe auch hier so manches noch, was ich mit mir fortnehmen möchte.«

»Es ist gut,« sagte de la Tour.

Der Jüngere machte ein fragendes Gesicht.

»Daß du hier bist,« ergänzte der Baron.

Sie stiegen nach den Wohnräumen hinauf. Paul folgte fast wider Willen.

Dame Marthe kam mit vor Überraschung und Freude geröteten Wangen.

Blanche hatte sich selbst wieder gefunden. Im Grunde, was konnte ihr geschehen? Für sie gab es nur einen Weg.

Sie fühlte sich auch in den bekannten Räumen sogleich wieder heimisch, ordnete an, daß der Tee ins Turmzimmer gebracht, Blumen auf den Tisch gestellt und Kissen in de la Tours Armstuhl gelegt würden, da er sich unterwegs eine leichte Erkältung geholt und an Rückenschmerzen litt.

De la Tour lächelte. »Meine Vorsehung,« sagte er, zum Sohne gewendet.

Paul ließ unten wissen, daß er erst später zu reiten gedenke. Er fügte sich dem Zwange.

Mit der Höflichkeit weltgewohnter Männer nahmen Vater und Sohn gemeinsam mit Blanche ihre Mahlzeit ein und sprachen dabei, ohne daß die Unterhaltung je eine lästige Stockung erfahren hätte, von Dingen, die nahe lagen, ohne besonders wichtig zu sein, der Hauptstadt und ihren Bekannten, der Reise und Rückkehr, von St. Martin und seinen kleinen Ereignissen. Blanche reichte die Tassen, richtete die Brote. Sie vermied Pauls Blick. Aber zu de la Tour neigte sie sich mit einer zurückhaltenden und doch tiefen Zärtlichkeit.

Paul spürte es mehr, als er es sah. Er wußte nicht, wie ihm war. Hatte er eine vollendete Komödiantin vor sich oder war wirklich das Innerste dieses Kindweibes zu dem Manne ausgeströmt, der schon auf der Abendseite seines Lebens stand? Der Widerstreit seiner Empfindungen lenkte ihn ab und machte ihn immer schweigsamer.

Da stand Blanche auf. »Die Koffer sind gekommen,« sagte sie, »ich möchte nach ihnen sehen.«

Sie küßte de la Tour auf die Stirn, nickte Paul zu und ging hinaus.

Als sie allein waren, lehnte sich der Baron in den Stuhl zurück. »Wir müssen uns aussprechen,« sagte er tief athmend. »Ich hoffe, daß wir nicht geschieden bleiben.«

Paul wandte sich ab. »Du hast das seltsame Abenteuer zu Ende geführt,« sagte er finster. »Meine Meinung kennst du.«

»Vielleicht kann ich sie ändern,« sagte der Vater. Er legte die Hand an die Stirn, als besinne er sich auf lang Überdachtes. Dann fuhr er fort: »Du hast meinen Jahren das Recht abgesprochen, sich mit Jugend zu verbinden. Ich habe es doch getan. Und laß mich dir sagen, warum ich glaube, daß kein Mensch das Recht hat, eines anderen Möglichkeiten einzugrenzen. Nehmt uns Alternden die Hoffnung, die Freude am Schönen und ihr stoßt uns in den Kerker der Vereinsamung, der grauen Eintönigkeit. Solange Blut in Menschenadern pulst, muß es schäumen können. Glaubst du, daß das meine eingetrocknet sei?«

»Du gabst mir nie Anlaß, das zu glauben,« entgegnete Paul mit leisem Spott. »Ich habe mich auch nie in deine Angelegenheiten gemischt, bis —«

»Bis dir eigene Wünsche durchkreuzt waren.«

Paul zuckte die Achseln. »Und es ist doch ein Widersinn,« beharrte er.

»Blanche hat gewählt.«

»Sie war kaum reif dazu.«

»Sie sah dich und sah mich.«

»Ich fürchte, ihr Entscheid wird nicht zukunftsgültig bleiben.«

»Du hoffst noch immer?«

»Nicht für mich. Aber — ebensowenig für dich.«

De la Tour lehnte sich im Stuhle nach vorn, seine schlanke Hand glitt langsam über die Armlehne vor, und hinter seiner Stirn schienen die Gedanken scharfe Arbeit zu tun. »Das kann ich nicht widerlegen,« sagte er mit halblauter Stimme und wie aus tiefem Grübeln heraus. »Die Beweise müssen sich erst aus Kommendem ergeben. Aber ich will dir etwas sagen, Paul de la Tour. Dieses Mädchen kam in meine Lage wie aus einer fremden Welt. Sie brachte in mir alles Ungestüm, alle Wünsche zur Ruhe. Ich begreife sie kaum, aber ich lasse das Glück ihrer Nähe blindlings über mich kommen. Es hilft dir nichts, du wirst die Andacht in mir nicht zerstören.«

Paul kannte seinen Vater. Er hatte ihn nie sentimental gesehen. Noch jetzt hatte er die ganze Überlegenheit an sich, mit der er stets verstanden hatte, der Erste des Hauses zu sein. Er fand das spöttische Wort nicht, das des anderen Rede entkräftet hätte.

In diesem Augenblick kam Blanche zurück. Es lag etwas Wohltuendes in der geräuschlosen Anmut, mit welcher sie sich durchs Zimmer bewegte. »Nun ist wieder alles traulich und behaglich,« sagte sie. Und sie legte eine Hand auf die de la Tours.

Ein heftiger Schmerz brannte Paul; es war abermals Neid, aber daneben regte sich der Zweifel wieder, ob er ein Recht habe, zwischen den beiden zu stehen.

Blanche fuhr fort: »Ich freue mich auf jeden Tag, der kommen soll. Du wirst an deinem Schreibtisch sitzen. Es erinnert mich, wie mein Vater sein Leben verbrachte. Und du wirst wieder in die Felder reiten. Wir werden den Wald sehen und den Fluß, die untergehende Sonne und die Nacht, die hier hellere Sterne hat als irgendwo. Die von St. Martin werden grüßen, wo sie einen treffen. Und wo einer krank ist, werde ich zu ihm gehen. Und wo einer arm ist, werden wir ihm geben. Dame Marthe aber ist wie die Mensch gewordene Treue, und die anderen, die alt geworden sind mit diesen Mauern, machen einem das Leben leicht. Und dann die Abende! Durch das offene Fenster atmet das schlafende Land, duftet das Heu, das am Tag geschnitten wurde. Eine Uhr schlägt in der Stille. Du aber spielst Schubert, Chopin —«

Plötzlich wendete sie sich zu Paul. »Ich wollte,« sagte sie zu ihm, »Sie könnten das mitempfinden, verstehen, wie alles gekommen und warum es so ist und nicht anders.«

Der andere sah vor sich nieder. Er fand keine Antwort. Vielleicht ließ ihn der Troß keine geben. Aber das Seltsame rührte auch ihn an, das den Vater überwunden hatte.

Er erhob sich. »Vielleicht lerne ich es,« sprach er.

Schweigen fiel zwischen sie.

Dann sagte Paul: »Gestattet, daß ich mich verabschiede; ich gedenke morgen früh zu verreisen.«

Die Gesichter der beiden anderen waren ernst. Es tat ihnen leid, daß er ging. Aber der Abschied, den sie nun nahmen, so kühl er war, ließ die Möglichkeit einer Wiederbegegnung offen.

Am nächsten Morgen war Paul abgereist.

Es begann im Schloß das seltsame Leben, das noch jetzt bei den Bewohnern von St. Martin sprichwörtlich ist, jetzt, da es ins Nichts gemündet. Es gestaltete sich, wie Blanche es an jenem Abend dargelegt, und bewegte sich in einem engen Kreis. Der Baron übernahm wieder die Oberleitung der Gutswirtschaft. Er ließ nach und nach alle Fäden reißen, die ihn noch an die Hauptstadt gefesselt hatten. Keine Gäste kamen von auswärts, es sei denn, daß zuweilen ein Gelehrter sich anmeldete, der de la Tours Sammlungen zu kennen wünschte, oder ein Geschäftsmann zu Tisch geladen wurde, der gekommen war, Gutertragnisse einzukaufen. Tissot, der Verwalter, äußerte sich in seiner fargen Weise einmal dahin, daß es ein Glücks-

zufall sei, der ihn in die Dienste de la Tours geführt habe; denn es wurde ihm zur Lust, die rechte Hand des Gutsherrn zu bleiben, der seinen Besitz immer mehr zu einer Musterwirtschaft ausgestaltete. Er legte auch seine mürrische Art dem Baron gegenüber ab und zog den Hut tief, wenn er ihm begegnete. Seine Stimme aber wurde weich, wenn er Blanchés Namen nannte. Seine Zärtlichkeit wagte sich freilich nur in einem leisen und verstohlenen Streicheln ihrer Hand hervor, wenn sie diese einmal in seine schwere Rechte legte.

De la Tours Züge zeigten kaum Falten. Und so war sein Inneres glatt und still. Sein Leben war durch Arbeit ausgefüllt. Viele Stunden saß er vor Plänen zu Neubauten, zu Feldanlagen, zu Bodenverbesserungen. Auch vergrub er sich tiefer in allerlei Studien. Wenn er ins Dorf hinabschritt, sah er kaum mehr, wer ihm da begegnete oder mußte sich erst aus tiefen Gedanken in die Gegenwart und die Menschen zurückfinden. Er kannte die Namen der Mädchen nicht, die jetzt da unten groß und hübsch wurden und unter denen er einst wohl Bescheid gewußt. Die Brun, die Händlerin, mußte sich daran gewöhnen, daß er nicht mehr zum Plaudern in ihren Laden kam. Die Georgette Meunier war weggezogen. Man sagte, sie habe sich nach der Hauptstadt gemacht und führe dort mit den ihr zugewiesenen Mitteln, die sich irgendwie stets vermehrten, ein ihr angenehmes Leben. Fleurier, der

Bauer, aber fühlte sich ein wenig in Vergessenheit geraten und konnte keine Kränze mehr nach dem Grabe seiner Tochter Mélie tragen. Er blickte aber wie die anderen Dörfler der hochgewachsenen Erscheinung des Barons nach, wenn er durchs Dorf ging oder ritt. Er war ihnen allen fremder geworden. Sie sprachen von seiner Tüchtigkeit, seinem Wissen, seiner Jugendlichkeit. Und dann ging heimlich und wie man von etwas Märchenhaftem spricht, die Rede von seiner letzten Liebe und von Blanche Tiffot um.

Von Blanche Tiffot redete aber heimlich oft auch de la Tours eigene Seele. Ihr Bild schien sich in ihr, in der dasjenige so vieler verblaßt war, stets zu erneuern. War es ihre große Jugend, die so weit hinter seinen eigenen Jahren lag, die ihn gefesselt hielt? Oder mußte sie anders zu lieben als die anderen? Sie schmeichelte nicht. Sie verwöhnte ihn nicht durch Liebkosungen. Aber wenn ihre Liebe sich auftat, erschlossen sich Tiefen. Sie sprach einmal, den Blick ins Leere gerichtet: »Ich bin nicht mehr ich selbst, sondern ein Teil von dir. Meine Zeit muß mit der deinen enden.« Und man mußte ihr dieses Wort glauben; denn ihr ganzes Wesen zitterte gleichsam in ihm.

Sie sprach ein andermal: »Ich fürchtete früher, daß andere mich in dir verdrängen könnten. Das ist vorbei, ich muß nie mehr daran denken.«

De la Tour wiederholte solche Worte in sich, und gab sich zu, daß dem so sei. Der Glaube wuchs in ihm, wie etwa der Fanatismus eines frommen Christen. Sie war ihm wie das Licht in seinen Tagen.

15.

Blanches Leben hatte nie weite Grenzen gehabt. Es war immer still gewesen. Und wie sie einst in der Einsamkeit des Vaters nur für diesen gewirkt und gedacht hatte, so ging sie jetzt in dem auf, was Robert de la Tour betraf. Vielleicht war sie nicht für die laute Welt gemacht. Es mochte in ihr etwas von der Beschaulichkeit und Wunschlosigkeit der Klosterfrau sein, die in ihrer Zelle, dem Garten davor und in Gebet das Glück ihres Lebens findet. Sie betete, ohne es zu wissen, zu einem, der ihr heilig war. Hatte eine Art Schwärmerei sie einst und in einer Zeit, da ihre Seele noch unberührt war, zu ihm geführt, so war aus dieser Empfindung nach und nach ein Gefühl erwachsen ähnlich demjenigen, das des armen Heinrich opferwillige Ketterin für diesen empfunden. De la Tour hatte sie aus ihrer Kindheit zur Reife erweckt. Er hatte die Jahre beherrscht, da ihre Weibesliebe sich entfaltet, und ihm war sie, die die reine Frau nur einmal verschenkt, geblieben. Die Erkenntnis, daß der einst so flatterhafte Mann sich zu ihr allein bekehrt, die wachsende Wahrscheinlichkeit, daß sie die letzte bleiben werde, hatten ihre Liebe

vertieft, und obgleich sie auch Prüfungen würde widerstanden haben, sie mit dem machtvollen Gefühl der Dankbarkeit durchsetzt. Er füllte ihre Gedanken aus. Ihm diente sie, ihm Wünsche von den Augen abzusehen war ihr zugleich Lust und Bemühen. Ihr Aufwachen am Morgen bedeutete, daß sie nach seinem Zimmer hinüber lauschte, ob er schon erwacht sei. Jeden Tag trug sie dasselbe Herz voll Freude ihm zu. Sie begleitete ihn nach wie vor auf seinen Gängen und Ritten. Sie saß bei ihm, wenn er arbeitete. Wenn er aber allein sein wollte und mußte, ging sie still und flug beiseite. In den Stunden aber, da seine Liebe aufglühete und er sie zu sich nahm, erzitterte sie bis ins Innerste ihres kindlichen Körpers.

Zuweilen traf Paul de la Tour ein. Er kam oft lange nicht, um dann plötzlich in kurzen Zwischenräumen mehrmals aufzutauchen. Er blieb nie lange. Manchmal wunderten sie sich über den Zweck seines Besuches. Es war, als treibe ihn etwas, immer wieder in Erfahrung zu bringen, ob das seltsame Band noch halte, das den Vater fesselte. Doch hatte auch er, wenn auch nicht in dem Maße wie der ältere de la Tour, den Blick für andere Frauen verloren, seit er Blanche kannte. Nicht, daß er seine Abenteuer völlig aufgegeben hätte, aber er ging ihnen nach wie der Jäger, dem das Jagen leid geworden. Seine Gedanken irrten, wenn er fern war, nur zu häufig zum Schlosse zurück, und hinter der Höflichkeit, mit der er der

jungen Stiefmutter begegnete, verbargen sich noch immer schwer bezähmte eigene Wünsche. —

Eines Winters befiel den Baron die Gicht. Er hatte sich auf einem Spazierritt erkältet. Dann sprang ihn das Ubel an wie eine Wildkatze. Er konnte nicht mehr gehen. Seine Finger krümmten sich und sein Herz wurde schwach. Abry machte ein bedenkliches Gesicht und verordnete eine Kur in einem Schwefelbade. Blanche pflegte ihn und begleitete ihn ins Bad. Er wurde abhängig von ihr. Sie wurde ihm unentbehrlich, wie es Mannesart ist, sich eigensüchtig an die Pflege einer Hand zu gewöhnen, als verstünde keine zweite so wohlzutun.

Leidlich genesen kehrte er nach Wochen ins Schloß zurück. Auf der Fahrt vom Bahnhof hielt er Blanchés Hand in der seinen. »Das Alter hat begonnen,« sagte er. »Die Gebrechen werden nun zum Alltag gehören.«

Ohne daß er sie aussprach, lag dabei in seinem Blick die angstvolle Frage, ob ihre Liebe sich nicht an seiner beginnenden Gebrechlichkeit fühlen werde.

Sie aber antwortete einfach: »Ich werde dich pflegen.« Und er sah, daß die Mutter in ihr erwachte, die in jeder Frau wohnt, und die Freude am Betreuen. Ein Kind war ihr versagt. Vielleicht wendete sich darum auch das Letzte in ihr, das noch hätte von ihm abgelenkt werden können, ihm zu. Sie setzte seine beginnende Hilflosigkeit an diejenige eines Neugeborenen.

Daheim fanden sie Dame Marthe zu Bette liegend. Sie war seit geraumer Zeit müde geworden. Ihr schwerer und allmählich ungelent gewordener Körper hatte plötzlich den Dienst versagt.

De la Tour und Blanche traten gemeinsam bei ihr ein.

Sie errötete vor Freude. Sie hatte mit dem noch immer glatten Gesicht und dem weißen Haar, das unter der Haube hervorschimmerte, etwas Ehrwürdiges. Eifrig versicherte sie, daß sie ehestens wieder aufstehen und ihres Amtes weiter walten werde. Insbesondere de la Tour gegenüber wurde sie nicht müde, zu beteuern, daß sie keinerlei Mühe zu verursachen gedenke.

Aber Doktor Abry teilte dem Baron mit, daß wenig Hoffnung auf ihre Wiedergenesung sei.

»Mir wird sein, als gehe meine Mutter noch einmal aus meinem Leben,« sagte de la Tour zu Blanche.

Sie drückte seine Hand. Er wußte, daß das hieß, sie wäre bei ihm.

Dann übernahm Blanche die Pflege der Dame Marthe. Anfänglich ging sie nur häufig bei ihr aus und ein. Als jedoch schweres Leiden und tiefe Beängstigungen sich bei der Kranken einstellten, nahm sie sie in ein Zimmer in der Nähe ihres eigenen und wich nicht mehr von ihr.

Dame Marthe litt daran, daß sie untätig sein mußte. Ihre Blicke dankten für die Wohlthat, die ihr jetzt geschah, und sie folgten den einzigen, die in ihrem Leben gegolten,

wenn sie aus dem Zimmer gingen, als müßte sie noch über ihrer Wohlfahrt wachen. Sie hatte Blanche gegenüber eine leise Zurückhaltung angenommen. Jene war jetzt zu Recht die Herrin. Sie hatte ein zu feines Empfinden, als daß sie den Vorteil genüßt hätte, den ihr vielleicht die Tatsache gewährt, daß sie einst Blanche dem Baron zugeführt. Sie bewunderte das Mädchen, das die Kunst gekannt, diesen zu fesseln.

Eines Abends schuf ein seltsames Zusammentreffen von Wolken, Winden und untergehender Sonne eine so unerlebte und zaubersame Beleuchtung, daß Schloß und Dorf, die Felder und die fernen Hügel wie in den Widerschein einer gewaltigen Feuersbrunst getaucht waren. Hinter den Hügeln wurden die verschneiten Gipfel der Alpen sichtbar, von denen die Dorfleute sagten, daß man sie nur alle zehn Jahre einmal am Horizont erscheinen sehe.

Eine merkwürdige Bewegung schuf das Licht in Dame Marthes Zimmer. Es war, als glitten Schatten an den Wänden hin und tröffe sanftes goldenes Wasser unhörbar von den Gesimsen.

Dame Marthe hatte tagsüber viel gelitten, nun aber lag sie ruhig, die rundlichen weißen Hände auf der Decke gefaltet.

Blanche saß neben ihrem Bett und stückte.

Eben war der Baron dagewesen, um nach der Kranken zu sehen. Er hatte Dame Marthe die Hand gereicht, etwas

fern, als dürfe er sie nicht verwöhnen, sich dann niederbeugt und Blanche geküßt und war an seinem Stock aus der Thür gegangen.

»Er ist älter geworden,« sagte Dame Marthe leise. Vielleicht sprach sie es mehr zu sich selber.

Aber Blanche sah auf, während eine jähe Angst in ihre Augen trat. »Er muß sich mehr schonen,« flüsterte sie, und es klang, als wolle sie sich selber mahnen, noch mehr auf de la Tours Wohl zu achten.

»Sie bleiben länger jung als andere, die de la Tours. Darum sträubt man sich, sie alt zu sehen,« fuhr Dame Marthe weiter.

Dann wurde es still. Die eine sah auf ihre Arbeit und führte scheinbar ganz in diese versunken, die Nadel, die andere ließ den Blick auf der Decke haften, aber er ging dabei weit in die Vergangenheit zurück.

Und auf einmal sprach die Alte wieder: »Sie sind stolz und gütig. Sie tun einem wohl und weh.« Sie dachte an einen anderen de la Tour. Der war längst tot.

Blanche stand auf. Das Herz war ihr schwer.

Dame Marthe sah ihr nach, wie sie an eines der Fenster trat und ins Leere schaute. Ihr schmales Gesicht wurde vom Rot des Abends angehaucht. Und Dame Marthe dachte daran, wie sie einen de la Tour liebte und Herrin an seiner Seite geworden. Sie selbst hatte nie so viel Ehrgeiz oder Hoffnung gehabt. Aber sie hätte gerne gewußt,

ob jene so reich war, wie sie einst gewesen, und, wenn ja, ob sie es bleiben würde, und sie hätte ihr gerne mit guten Wünschen die alten Hände aufgelegt. Aber plötzlich befiel sie jetzt eine Beklemmung. Ihre Hände zuckten und tasteten auf der Decke. Aber sie kam nicht dazu, zu sprechen. Sie schloß die Augen. So müde war sie auf einmal. Es wurde dunkler im Zimmer. Auch kühler schien es Dame Marthe.

Das Leuchten erlosch. Die Wände nahmen ihre ursprüngliche Farbe an. Merkwürdig weiß und kalt wurde auch Dame Marthes feine, weiche Wange.

Blanche kehrte vom Fenster zurück. Sie hatte alle die Zeit über das Wort der Alten nachgedacht. »Er hat mir nur Gutes getan,« sagte sie aus ihren Gedanken heraus, ihr noch zur Antwort. Und dann wunderte sie sich, daß die andere schwieg. Sie blickte näher hin und erschrak. Darauf eilte sie hinaus, um de la Tour zu holen.

»Sie ist tot,« sagte dieser, als er über die Schwelle trat.

Blanche schmiegte sich an ihn. Tränen standen in ihren Augen. Nun waren sie beide allein, dachte sie. Aber es schien ihr genug.

De la Tour ging es ähnlich. Er wünschte sich nicht fort. Was ihn einst nach der Hauptstadt oder in die Ferne gezogen hatte, hatte seine Bedeutung verloren. Es tat ihm leid, daß die Alte tot war, die ihm treu gedient; aber die Lücke, von der er gesprochen, hinterließ sie ihm nicht. Er brauchte niemand mehr als die, die an seiner Seite stand.

Er nahm Rosen, die in einer Vase standen, und legte sie in Dame Marthes Hände. Dann führte er Blanche hinaus. —

Dame Marthe wurde zu Grabe getragen. Sie erhielt einen Ehrenplatz in der Gruft des Schlosses.

Blanche übernahm viele ihrer Pflichten. Sie wuchs hinein, als wäre sie immer gewohnt gewesen. Diener und Mägde liebten ihr Hand, aber um de la Tour selbst mühte sie sich allein. Sie richtete den Tisch für sie beide, sie ordnete seine Zimmer, sie achtete auf sein Wohl. Wenn Dame Marthe ihn treu besorgt hatte, so hatte er das doch als etwas Selbstverständliches hingenommen. Blanchés Bemühen war anders. Er fühlte in jedem Wort und jedem Blick etwas, was ihn rührte und sein Staunen nie ganz zur Ruhe kommen ließ. Sie war jetzt wie ein Kind, jetzt wie eine kleine Mutter. Auch die Liebe seiner ersten Frau, seines Sohnes und all der anderen, die ihm im Leben nahe gestanden, ertrug den Vergleich mit dem nicht, was Blanche ihm gab. Ihre Art hatte immer noch jene seltsame Zartheit, Weltfremdheit und Ungewöhnlichkeit, die schon in ihren Anfängen ihn mit dem Eindruck erfüllt hatte, es sei in seine Lage ein Wesen aus anderen Gefilden getreten.

Blanche indessen vergaß um ihn die Außenwelt. Sie stellte selbst ihre ohnehin seltenen Besuche bei den Verwandten ein. Sie hatte ihnen nichts zu sagen, da sie im

Grunde nichts erlebte als das täglich sich erneuende Geschick ihrer Liebe. Sie hatte auch nichts von ihnen zu erfragen; denn ihre Gedanken kehrten, wenn sie außer Hause war, stets zu dem einen zurück, dessen Ergehen ihre Sorge war. Nicht, daß sie die Tissots nicht mehr liebte. Im Gegenteil. Sie sandte ihnen Früchte und Blumen. Sie beschenkte sie bei jeder Gelegenheit. Sie dachte ihrer gern und freute sich, wenn der schweigsame Onkel in Geschäften ins Schloß kam. Allein das rührte ebensowenig an die Tiefen ihrer Seele wie etwa ein Gang zu einem Armen des Dorfes, den sie tat, oder eine Spazierfahrt, die sie allein unternahm. Sie war wie im Traum, wenn sie zu anderen ging. Wach war sie nur für den, der ihr ebenso und früher zum Lebensinhalt geworden wie sie ihm.

Und sie sah, daß das Alter ihn meisterte.

De la Tour mußte die Mitte aufgeben. Im Frühjahr, als naßkaltes, ewig stürmisches Wetter kam, legte er sich für Wochen zu Bett. Er konnte sich dann wieder erheben, aber Doktor Abry sowohl wie die medizinische Autorität, die nun abermals aus der Hauptstadt berufen wurde, verboten ihm, das Zimmer zu verlassen. Gegen den Sommer hin sollte er zum Kurgebrauch fortreisen.

Das Schicksal bannte so die beiden Menschen in einen immer engeren Kreis. Vielleicht war auch das schuld, daß das einst so wendische Herz des Barons seinen regelmäßigen Schlag behielt. Was früher hastvolle Sucht nach

Genuß und Abwechslung gewesen, ging immer mehr in einer stillen, lächelnden Freude an einem einzigen Wesen auf. Auch ihm bedeutete jedes Erwachen am Morgen eine frohe Erwartung: Nun mußte Blanche kommen und ihm die Arme um den Hals legen. Er sah in ihre Augen. Jenes Seltsame schaute ihn daraus an, das er nicht erriet, das ihn nur immer im Innersten bewegte. Er sah sie dann um ihn walten, bei ihm weilen. Sie sprach nicht. Nur ihre Blicke begegneten zuweilen den seinen. Er streckte die Hand nach ihr aus, sie eilte zu ihm und ließ sich neben ihm in die Knie nieder.

Sie hatten noch wenig über das Wesen seiner Krankheit und die Tatsache gesprochen, daß sein Haar so viel grauer und lichter geworden. Aber in der Güte, der Rücksicht, mit welcher sie einander begegneten, lag eine leise Schwermut versteckt. Die Ahnung, daß die Tage ihres Zusammenseins gezählt waren, erfüllte beide, wenn auch Blanche sie nicht erkannte und den Gedanken einer Trennung als etwas Unmögliches noch nicht an sich herankommen ließ. De la Tour jedoch fühlte, daß seine Kräfte fast mit dem Tage abnahmen, daß eine merkwürdige Er-
lahmung seines Herzens eingetreten war. Wenn sein Blick oft unbemerkt auf Blanche ruhte oder ihr folgte, als habe er Angst, sie aus dem Gesicht zu verlieren, dann überlegte er, daß er eines Tages sie zurücklassen, daß sie dann noch jung sein und ein Leben vor sich haben werde, an dem er

keinen Teil mehr hatte. Sein eigenes Alter erhob sich wie ein Gespenst gegen ihn. Und was ihn vielleicht überfallen haben würde, wenn ein Nebenbuhler ihm Blanche streitig gemacht hätte, das packte ihn jetzt mit jäher Gewalt einem Unbestimmten, noch Gestaltlosen gegenüber. Wer würde an diesem Kinde, dessen Wesen mit dem seinen in eins zusammengeströmt war, Recht gewinnen? Zuweilen tauchte dunkel und in unbestimmten Umrissen die Gestalt seines eigenen Sohnes vor ihm auf. Dann wieder sah er andere, fremde Menschen, denen sein junges Weib zulächelte und ihre geduldvolle Liebe schenkte. In solchen Augenblicken übersott ihn ein heißer Schwall der Angst oder des Zorns. Die Hände begannen ihm zu zittern. Er rief Blanche zu sich, preßte sie an sich und wollte immer wieder hören, daß sie ihn liebe. »Du mußt es fühlen,« war ihre erstaunte Antwort, und der schlackenlose Wahrhaftigkeit verratende ruhige, klare Ausdruck ihrer Augen beruhigte ihn.

Regentage folgten einander in ununterbrochener Reihe. Der Winter war vorbei, aber etwas Frostiges, Gehässiges blieb in der Natur. Schneeflocken mischten sich dann und wann in den Regen. Nebel zogen auf, verhüllten den Himmel und gaben ihm eine bleierne Düsterei. Dann sanken sie ins Thal und nahmen dem Schlosse die Sicht auf das Dorf. Stürme schwellen zum Orkan an. Sie trieben Wolken von tiefer Nachtfarbe aus Westen herauf, daß sie

mitten am Tag die Erde verdunkelten. Sie heulten um die Mauern, klapperten an den Fensterläden und jagten durch die Innenräume eine Zugluft, die die Bewohner frösteln und ihre Lebensfreude fränkeln machte.

Im Turmzimmer brannte ein Kaminfeuer. De la Tour saß in seinem Lehnstuhl davor, hatte eine Decke um Füße und Knie gewunden und zog seinen Pelz immer wieder mit weißen, hager gewordenen Händen vor der Brust zusammen. Er fühlte sich schwächer als seit langem. Seit geraumer Zeit peitschte er das müde Herz durch allerlei narkotische Mittel auf, die ihm Abry verschrieb. Aber es war, als versagte jetzt ihre Wirkung. Ein leises Fieber schüttelte ihn. Er konnte und konnte nicht warm werden.

Blanche saß stundenlang neben ihm und wärmte ihn, die Arme um seinen Oberkörper gespannt, mit ihrem eigenen Leibe. Solange sie bei ihm war, hatte er Ruhe. Er schlief oft ein. Dann sah sie, wie sein Gesicht blaß wurde, als sei alles Blut ausgeflossen. Ihr Herz schlug jetzt manchmal in jäher Angst und hatte etwas von dem Flattern eines erschreckten Vogels. Sie begann zu fühlen, daß er ihr langsam entglitt.

Gegen Abend verließ sie ihn einen Augenblick, um eine Anordnung zu geben. Bald kam sie zurück. De la Tour wendete den Kopf, als sie eintrat. Er lächelte ihr zu, aber sie spürte, daß sie ihm schon zu lange weggeblieben war. Sie trat rasch heran und wickelte ihn besser in seine Hüllen.

»Es müßte Frühling werden,« sagte er. Seine Stimme klang heiser.

»Nur der April noch, dann wird er kommen,« tröstete Blanche.

Er sah vor sich nieder, sein Bart lag auf der Brust und war wie weiße Seide. Plötzlich fragte er: »Was wirst du beginnen, wenn ich nicht mehr da bin?«

Sie machte weite Augen, und an ihrem Munde zuckte es. »Darüber habe ich nie nachgedacht,« gab sie zurück.

»Einmal wird es sein,« beharrte er. »Du bist so viel jünger.«

Sie sagte: »Die Jahre machen es nicht.«

Das verstand er nicht ganz. Er drehte sich ihr näher zu. Seine Stirn lag an ihrer Brust. Langsam glitten seine Arme aus der Decke heraus und legten sich um ihren zarten Körper. »Es ist schwer, dich allein zu lassen, kleine Blanche,« sagte er.

»Ich werde nicht ohne dich sein,« antwortete sie.

Er wollte sie etwas fragen, was er nicht begriff. Er wollte manches fragen, was sie ihm schon oft hatte sagen müssen, und vieles, was ihm an ihr rätselhaft und wunderbar geblieben war. Aber vielleicht war nur die kleine Anstrengung, mit der er sich aufrichtete, für sein Herz zu viel. Er stieß plötzlich einen Seufzer aus und brach in sich zusammen.

»Lieber,« sagte Blanche. Sie begann eben erst zu begreifen, daß sie ihn vielleicht verlor. Daß er schon von ihr

gegangen war, erfaßte sie noch nicht. Aber es wurde ihr, als ob ihr Blut gefröre, und zugleich schmerzte sie die Stirn. Sie konnte nicht alles so rasch durchdenken.

Da fühlte ihre Hand, die über des Barons Stirn strich, daß sie schon kalt war. »Lieber,« wiederholte sie und küßte ihn. Aber sie begriff schon, daß man nicht mehr mit ihm reden konnte.

Und sie weinte ein wenig, den Kopf auf die Lehne gelegt, von der der seine herabgesunken war.

Der Sturm war jetzt besonders heftig und warf ganze Schwaden von Regen an die Fenster. Es gab einen langsam auf und ab schwellenden, zischenden Ton, wie wenn wachsendes Wasser über ein Wehr schießt.

Blanche hatte ein Verlangen, sich neben den Toten hinzulegen. Es war ihr nichts sonst irgendwie wichtig. Sie war eigentlich nicht einmal traurig; denn sie schloß die Möglichkeit völlig aus, daß sie einmal nicht bei dem sein werde, den sie noch vor sich sah.

Nach einer Weile fiel ihr ein, der Baron müsse zu Bett gelegt, Abry gerufen werden. Flüchtig, tröstlich kam ihr dabei die Erwägung, Abry möchte vielleicht noch einen Rat wissen. Aber als sie noch einmal in das veränderte Gesicht des Toten sah, gab sie diese kleine, törichte Hoffnung auf.

Dann rief sie den Diener Jacques, sandte zum Arzt, setzte eine Depesche an Paul de la Tour auf und schickte

auch diese fort. Paul, dachte sie dabei und griff sich an die Stirn. Ja doch, sie wußte, wer er war, und daß er seinen Vater noch sehen mußte. Aber er schien ihr fremd. Es berührte sie wenig, ob er kam oder fort blieb.

Der Tote wurde aufs Lager gelegt.

Abry kam und stellte fest, daß ein Herzschlag des Barons Leben geendet. Er bot Blanche seine Dienste an.

Sie sah ihn geistesabwesend an und sagte dann, der junge Baron werde verfügen, wenn er komme.

Abry und die Dienerschaft machten sich zu tun. Schon wurden Kränze aus dem Dorf gebracht. Der Geistliche stellte sich ein. — Blanche fiel ein, daß nun wohl auch die Verwandten kommen würden. Es glitt eine Weichheit über ihr Herz. Aber — dann schien ihr auch der Besuch bedeutungslos.

Die Tissots kamen. Es stand dem Verwalter an, nachzusehen, was für ihn zu tun sei. Frau Luise begleitete ihn. Sie trat weinend auf Blanche zu, während ihr Mann, den Hut in der Hand, sich mehr vor der Schloßherrin als vor der Nichte verbeugte.

»Du bist sehr allein,« schluchzte Frau Luise und erwartete, daß sie gebeten werde, zum Trost dazubleiben.

Tissot drehte den Hut.

Blanche strich über das Bett de la Tours. Es war an seinem Lager, daß sie standen. Und Blanche antwortete

nicht. Sie hatte kaum gehört, was die aufgeregte Frau gesagt hatte.

»Vielleicht kommst du wieder zu uns,« meinte jetzt Tissot, mit der täppischen Liebe eines Bären nach etwas suchend, womit er dem kleinen Mädchen wohlthun könnte.

Sie sah ihn an. Sie hatte eine entfernte Ahnung, daß sie ihm danken sollte. Und sie lächelte ihm zu. Aber sie sagte weder ja noch nein.

Die beiden verstanden sie weniger als je.

Eine Stunde später war Blanche allein. Sie legte sich an de la Tours Lager. Sie nahm seine Hand in die ihre. Es durchschauerte sie kalt, aber sie wußte nicht, ob die Kälte von dem Toten oder aus ihr selber kam. Sie dachte daran, daß er noch da sei und daß sie nicht von ihm gehen werde. Wie sie es ihm gesagt hatte!

Jacques, der Diener, mahnte sie, zu essen.

Sie lehnte ab.

Er kam wieder, als es längst Nacht geworden, und wollte sie bitten, sich zu legen.

Aber sie schüttelte den Kopf.

So fand Paul de la Tour, der die Nacht durch gefahren war, sie noch immer an ihrem Platz am Bett. Sein Herz klopfte, als er eintrat. Er wußte nicht, wie er ihr begegnen sollte. Aber der Schmerz um den Vater, den er wirklich empfand, stockte, als er sie erblickte. Sie erschien ihm zart, fremd, wie ein Wesen aus einem Bilde von Heiligen.

Und es war etwas an ihr, was mit einem Male die ganze Gewalt dessen wieder in ihm weckte, was er für sie empfunden.

Sie stand nicht auf. Sie war zu müde. Auch war ihr gleichgültig, wer da war. Aber sie reichte ihm die Hand, weil er ihr die seine bot.

Er sprach leise: »Wie schnell das gekommen ist!«

Dann küßte er den Vater.

Sie dachte flüchtig, daß er noch immer der schöne junge Mensch sei, als den sie ihn das erstemal gesehen.

Nun wendete er sich zu ihr und sprach mit derselben gedämpften Stimme: »Sie sehen krank aus. Ich höre, daß Sie dieses Zimmer nicht verlassen haben. Lassen Sie sich ins Freie führen.«

»O nein,« antwortete sie, nichts als dieses kleine Wort.

Da begann er sie zu ermahnen, daß sie sich in ihrer Trauer nicht verlieren dürfe. »Das Leben liegt noch vor Ihnen,« sagte er, »es wird Ihnen noch vieles geben.«

Vielleicht war irgendwie, so töricht und unmöglich das war, ein Gedanke in ihm, der auch ihn selbst in dieses Zukunftsleben stellte.

So wenig sie aber bisher auf seine Worte geachtet, das letzte erfaßte sie. »Sie wissen das nicht,« antwortete sie.

Aber sie ließ sich nicht bewegen, das Zimmer zu verlassen.

Sie schien dann alles weitere ihm anheimzustellen; denn sie kümmerte sich nicht mehr um das, was außerhalb des Sterbezimmers geschah.

Auch in dieser zweiten Nacht wich sie nicht vom Bett.

Paul setzte sich ins Nebenzimmer. Er grübelte ihrem Wesen nach. Er dachte auch an den Toten und empfand eine Hochachtung vor ihm, die er nie in sich getragen, weil ihm schien, daß eine große Macht an ihm gewesen sein müsse, wenn er sich einen Menschen so ganz gewonnen, wie die seltsame Frau, die bei ihm wachte.

Blanche aber saß und hielt de la Tours Hand. Sie liebte ihn so stark, daß es war, als redete ihr Innerstes fortwährend mit ihm und sagte ihm, daß sie da sei. Ein so gewaltiger Wille, von ihm nicht und nie getrennt zu sein, war in ihr, daß sie zuletzt nicht mehr unterschied, was Tod und was Leben war. Es kümmerte sie nichts und niemand als er.

Vielleicht schlief sie vor Erschöpfung ein, vielleicht vor Gleichgültigkeit gegen alles andere als den Schlaf, den der andere vor ihr schlief.

Als Paul in der ersten Dämmerstunde selbst aus einem Schlummer auffahrend, der ihn übermannt hatte, zu ihr hinüberging, lag sie mit dem Kopf auf de la Tours Bett. Ihre langen Flechten hatten sich gelöst und rieselten dunkel über das weiße Linnen bis an den Boden. — Sie war tot.

Der junge Baron war außer sich.

Er befragte Abry, wie es möglich sei, daß Blanche Tissot dem Vater gleichsam nachgegangen.

Der erklärte, daß es Fälle gebe, in denen der Wille zum Nichtmehrleben den Tod erzwingt.

Paul de la Tour bettete mit seiner Hilfe die Tote neben den Vater. Seine Seele war erfüllt von Neid, Staunen und einer Unmöglichkeit, an den Grund eines Rätsels zu kommen.

Da sagte Abry, der Doktor: »Sie werden lange davon reden im Dorf. Es geschieht derweise, daß im Volke die Sagen entstehen.«

Bücher von Ernst Zahn

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart:

- Kämpfe.** Erzählung. (1893.) 223 Seiten. 20. — 22. Auflage.
Bergvolk. Drei Novellen. (1896.) 226 S. 21. — 23. Tausend.
Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert. (1898.) 382 Seiten. 29. — 31. Tausend.
Menschen. Neue Erzählungen. (1900.) 390 Seiten.
29. — 31. Auflage.
Herrgottsfäden. Roman. (1901.) 327 S. 47. — 49. Tausend.
Schattenhalb. Drei Erzählungen. (1903.) 368 Seiten.
24. — 26. Tausend.
Die Clari-Marie. Roman. (1904.) 326 Seiten.
42. — 46. Tausend.
Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. (1905.) 400 Seiten.
48. — 52. Tausend.
Firtwind. Neue Erzählungen. (1906.) 294 Seiten.
39. — 43. Tausend.
Lukas Hochstrafers Haus. Roman. 302 Seiten. (1907.)
97. — 99. Tausend.
Vier Erzählungen aus den »Helden des Alltags«. Für
die Jugend ausgewählt. (1907.) 91 Seiten.
71. — 73. Tausend.
Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen.
(1908.) 326 Seiten. 54. — 56. Tausend.
Einsamkeit. Roman. (1909.) 353 Seiten. 68. — 72. Tausend.
Gedichte. (1910.) 161 Seiten. 6. u. 7. Tausend.
Die Frauen von Tannö. Roman. (1911.) 317 Seiten.
53. — 55. Tausend.
Erzählungen aus den Bergen für die Jugend. Mit 6 Ab-
bildungen. (1912.) 130 Seiten. 34. — 38. Tausend.
Was das Leben zerbricht. Erzählungen. (1912.)
451 Seiten. 49. — 53. Tausend.
Der Apotheker von Klein-Weltwil. Roman. (1913.)
396 Seiten. 45. — 47. Tausend.

Bücher von Ernst Zahn

- Uraltetes Lied.** Erzählungen. (1914.) 458 Seiten.
32. – 34. Tausend.
- Einmal muß wieder Friede werden!** Erzählungen und
Verse. (1916.) 199 Seiten. 18. u. 19. Tausend.
- Die Liebe des Severin Imboden.** Roman. (1916.)
336 Seiten. 54. – 58. Tausend.
- Bergland.** Vier Dichtungen. (1917.) 114 Seiten.
6. u. 7. Tausend.
- Nacht.** Erzählung. (1917.) 244 Seiten. 77. – 81. Tausend.
- Das zweite Leben.** Erzählung. (1918.) 252 Seiten.
104. – 108. Tausend.
- Johannes U Pro.** Schauspiel in 3 Akten. (1919.) 54 Seiten.
- Lotte Ecklingers Wille und Weg.** Erzählung. (1919.)
290 Seiten. 77. – 81. Tausend.
- Der sinkende Tag.** Erzählungen. (1920.) 325 Seiten.
26. – 40. Tausend.
- Jugendtag.** Ein Buch für die Jugend. Mit 8 Bildern von
Karl Sigrift. (1921.) 156 Seiten.
- Jonas Truttmann.** Roman. (1921.) 431 Seiten.
61. – 70. Tausend.
- Das Licht.** Sechs kleine Novellen. (1922.) 201 Seiten.
1. – 15. Tausend.
- Blancheflur.** Eine Erzählung. (1923.) 258 Seiten.
- Gesammelte Werke.** I. Serie. 10 Bände. Illustrierte Aus-
gabe. (1914.)

Im Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld:

- Albin Indergand.** Roman. (1900.) 56. – 60. Tausend.
- Neue Bergnovellen.** (1899.) 11. Tausend.
- Der Jodelbub.** (1900.) 4. Tausend.

Bei Dürr & Weber in Leipzig-Gaschwitz:

Schweizer. (1919.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 066735058